Gerstäcker

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —

Für ein halbes Jahr mit . . fl. 3. —
Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.
Für einen Monat mit . . . — 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich. . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —
Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —
Für einen Monat . . . . fl. 1. —
Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.



<36623486120012

Die Blauen und Gelben.

Zweiter Band.



Die Blauen und Gelben.

Venezuelanisches Charakterbild

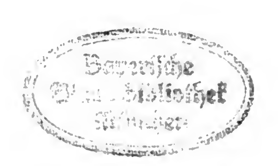
aus der letzten Revolution von 1868

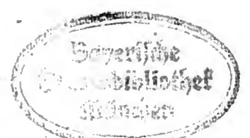
von

Friedrich Gerstäcker.

Zweiter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1870.


Bayerische
Staatsbibliothek
München



Inhaltsverzeichniß.





1.

Eine Ueberraschung.

In Laguayra im Geschäftslocal von Behrens und Co. saß der Chef des Hauses wieder hinter seinen Büchern und arbeitete, während die Leute in verschiedenster Weise in den Lagerräumen beschäftigt waren.

In das Lager schlüpfte eine kleine schmächtige Gestalt, die in ihrer ganzen Kleidung unverkennbar den Deutschen verrieth. Er schien aber schon im Hause bekannt zu sein, ging ohne Weiteres auf Herrn Behrens' Pult zu und sagte, den kleinen Filzhut abnehmend:

„Nun, Herr Consul — haben Sie ihn noch nicht?"

Der Kaufmann sah erstaunt von seinem Buche auf und die kleine wunderliche Gestalt an — ja verstand die Frage kaum.

„Haben Sie ihn noch nicht?“ wiederholte aber der Kleine.

„Ich? — wen? Von was sprechen Sie eigentlich? — was wollen Sie?“

„Ob Sie meinen Bruder noch nicht haben, den Caspar?“

„Ja, um Gottes willen, Mann,“ rief Herr Behrens, „was soll ich denn mit Ihrem Bruder Caspar machen?“

„Ob Sie ihn den Tyrannen, den republikanischen Schuften noch nicht wieder aus den Zähnen gerissen haben?“ frug aber der Deutsche weiter — „den Caspar Vollmeier — Herr Gott, wissen Sie es denn nicht mehr — ich war ja am Montag bei Ihnen und habe mich beklagt, und heute ist schon Sonnabend.“

Behrens schüttelte mit dem Kopf. „Sagen Sie einmal, lieber Freund, sind Sie bei Trost? Was wollen Sie eigentlich? — ich verstehe kein Wort davon. Was habe ich denn mit Ihrem Bruder zu thun?“

„Mit meinem Bruder?“ rief Herr Vollmeier — „das wäre noch schöner. Sind Sie denn nicht der —sche Consul und hab' ich mich nicht bei Ihnen beschwert, daß sie meinen Bruder zu den Soldaten gepreßt und jetzt wahrscheinlich

mit in's Land hineingeschleppt haben? Das dürfen sie doch nicht, und weshalb sind wir denn da baierische Unterthanen?"

„Ach — jetzt fällt mir die Geschichte wieder ein. Ja, mein guter Herr Vollmeier, so geschwind geht die Sache nicht. Ich habe noch an dem nämlichen Tage in Ihrer Sache an das Kriegsministerium geschrieben, aber natürlich keine Antwort erhalten, und der gewöhnliche Geschäftsweg ist, daß ich in vier Wochen noch einmal anfrage und an die Sache erinnere. Wenn wir nachher zwei oder drei Monate später einen Bescheid kriegen, können wir ganz zufrieden sein."

„Auch noch? und unter der Zeit schießen sie mir den Bruder todt, und seine Mutter hat nur den einzigen Sohn."

„Ich denke, Sie sind Brüder?"

„Stief-," sagte Herr Böllmeier.

Behrens zuckte mit den Achseln. — „Ich habe Alles gethan, was ich thun konnte, und nun müssen wir abwarten was darauf folgt."

„Aber wenn er nun mit in's Land hineinmarschiren muß?"

„Kann ich's ändern?" rief Behrens, der ärgerlich wurde — „soll ich etwa hinter ihm drein marschiren?"

Bollmeier nahm eine würdevolle Stellung an.

„Bitte, Herr Consul, nehmen Sie einmal einen frischen Bogen Papier.“

Behrens sah zu ihm hinüber und lächelte. „Und was soll ich damit?“

„Ein Protokoll aufnehmen.“

„Aber über was?“

„Ueber Consulats-Weigerung, einem deutschen Unterthanen Schutz und Hülfe im Ausland zu gewähren.“

„Aber Sie sind ja gar kein Deutscher, Sie sind ja ein Baier und gehen mich eigentlich gar Nichts an.“

„Sind wir nicht Alle Brüder?“ rief Herr Bollmeier.

„Stief-,“ antwortete Herr Behrens trocken.

„Sie weigern sich also, ein Protokoll aufzunehmen?“

„Ach lassen Sie mich mit Ihren Albernheiten zufrieden,“ erwiderte der Kaufmann — „beschweren Sie sich bei Ihrer Regierung, wenn Ihnen das Freude macht — aber ich habe keine Zeit mich damit einzulassen. Was ich in meiner Stellung und unter den gegenwärtigen Verhältnissen thun kann, um einen widerrechtlich unter die Soldaten gesteckten Deutschen — ob

das nun ein Bayer oder Nassauer ist — wieder frei zu bekommen, werde ich thun, darauf gebe ich Ihnen mein Wort — und nun sein Sie so gut und lassen mich ungeschoren."

„Bitte," fuhr Herr Vollmeier fort, der seinen Bruder fallen ließ — „ich habe noch einen Wunsch."

„Und der ist?"

„Ich bin hülfsbedürftig."

„Den Henker sind Sie," rief der Consul — „Sie tragen eine große goldene Uhr und eine Tuchnadel wie ein Hühnerei, und Glacéhandschuhe obendrein. Hülfsbedürftige Leute sehen gewöhnlich nicht so aus."

„Der Schein trügt oft, Herr Consul," bemerkte der Bayer, der auf einmal wieder ganz höflich geworden war — „ich habe auch zu essen und zu trinken, aber ich wollte ein Geschäft gründen."

„Nun bitte ich aber, daß Sie mich mit Ihren Geschäften verschonen," rief Herr Behrens ärgerlich. „Glauben Sie, daß ich Nichts weiter zu thun habe als Ihre Phantasien anzuhören, oder daß deutsche Regierungen uns hier Fonds herlegten, um jedem — Herrn Vollmeier ein Geschäft zu gründen?"

„Also Sie weigern sich ebenfalls?"

Behrens antwortete ihm nicht mehr, und der junge Deutsche setzte seinen Hut auf, zog seinen linken Glacéhandschuh an und verließ dann, ohne selbst noch einen Gruß für nöthig zu halten, das Local.

In der Thür begegnete er zwei Venezuelanern, die aber keine Notiz von ihm nahmen. Der Eine von ihnen blieb an der Thür stehen, der Andere ging direct auf Behrens zu und sagte sehr artig:

„Señor, ich wünsche Waffen für die Regierung zu kaufen. — Was haben Sie davon vorräthig?"

„Thut mir leid," erwiderte der Kaufmann, dem gar Nichts daran lag der jetzigen Regierung auch noch einen Centabo Werth zu borgen, da die Wiederbezahlung mehr als zweifelhaft blieb, — „kann Ihnen aber nicht dienen, denn ich habe gegenwärtig gar keine Waffen."

Der eine Venezuelaner, der an der Thür geblieben war, schritt jetzt vor und weiter in den Laden, wo er auf ein paar bestimmte Kisten zeigte. Der Andere warf ihm einen fragenden Blick zu, und er nickte.

„Ich bedauere Ihnen widersprechen zu müssen,

Señor," nahm der Erste die Unterhaltung wieder auf, „aber mein Compañero war vor einigen Tagen hier im Laden, als gerade aufgeräumt und sortirt wurde, und hat zufällig gesehen, daß Sie da zwei Kisten mit Waffen hatten, die Ihre jungen Leute dort drüben untergebracht — und da stehen sie noch."

„War das wirklich nur zufällig, daß es der Herr da gesehen hat?" fragte Behrens, indem er dem Spion einen nicht eben freundlichen Blick zuwarf.

„Könnte ich die Waffen einmal besichtigen?" sagte der Herr wieder.

„Señor," erwiderte Behrens, „ich weiß nicht wer Ihnen das Recht giebt, auf solche Weise bei mir einzudringen. Ich bin —"

„Consul, ich weiß es," unterbrach ihn freundlich und immer noch sehr artig der Abgesandte — „aber selbst die Consuln fremder Länder haben kein Recht, in einem Staat — in dem noch dazu eine Revolution ausgebrochen ist, geheime Waffendepots zu halten. Setzen Sie nur den Fall die Bevölkerung von Laguayra wollte sich empören — sie bräche dann einfach in Ihr Geschäft, nähme was sie fände, und machte reiche Beute gerade an dem, was ihr fehlte — Waffen.

Aber beruhigen Sie sich — Sie sollen auch nicht im Mindesten in Nachtheil kommen. Es wird Ihnen Alles ehrlich bezahlt, was wir entnehmen — aber die Waffen müssen wir haben, und wenn Sie meinem Rath folgen, so lassen Sie uns die Sache als ein Geschäft, nicht als eine Zwangsmaßregel betrachten, bei der Sie lange nicht so gut wegkommen würden."

„Und in was wollen Sie bezahlen? in baarem Geld?"

„Du lieber Gott," rief der Beamte achselzuckend — „baares Geld bekommt jetzt in Venezuela nur die Duane zu sehen. Wir geben Ihnen eine Anweisung an diese."

„Und der Finanzminister sistirt in der nämlichen Stunde alle Zahlungen."

„Von diesem Sistiren sind einige Zahlungen ausgenommen — hauptsächlich die für Waffen."

„Und dann glaub' ich noch nicht einmal daß Sie den geringen Vorrath, den ich habe, gebrauchen können."

„Darf ich ihn einmal sehen?"

„Meiers, seien Sie so gut und lassen Sie einmal die Waffenkisten vorholen und öffnen. Der Herr da wünscht sie zu sehen."

Der Fremde wartete mit der größten Geduld,

bis die Kisten vorgezogen und aufgeschlagen waren, und trat dann erst heran, um sie zu besichtigen. Behrens aber, der neben ihm stand, sagte:

„Sie werden sich überzeugen, Señor, daß das kein Artikel für Sie ist. Es sind keine Musketen, sondern nur leichte Schrotflinten — und die eine Kiste da enthält überhaupt nur Kindergewehre, mit denen man wohl schießen, aber schwerlich großen Schaden anrichten kann.“

„Weiter haben Sie Nichts vorräthig?“

„Nicht ein Stück — lassen Sie selber nachsehen, wenn Sie mir nicht glauben wollen.“

„Bitte — gewiß — was enthält diese lange Kiste, wenn ich fragen darf?“

„Meiers, lassen Sie einmal diese Kiste aufschlagen.“

„Es thut mir leid Sie so zu bemühen.“

Behrens antwortete nicht — die Kiste wurde aufgeschlagen und enthielt — Regenschirme. Der Venezuelaner war beschämt, äußerte aber Nichts darüber.

„Wie viel Gewehre enthält diese große Kiste?“

„Es sollen sechs Dutzend sein — sie müssen aber nachgezählt werden.“

„Und diese kleinere?“

„Es waren vier Dutzend; ich glaube es sind zwei oder drei davon verkauft.“

„Den Rest behalte ich — beide Kisten. Dürfte ich Sie bitten, Ihre Rechnung für das Kriegsministerium auszustellen?“

„Ich werde die Gewehre nachzählen lassen und Ihnen zuschicken. Ihre Adresse, wenn ich bitten darf.“

Der Venezuelaner reichte ihm eine Karte. „Ich werde danach schicken. Der Herr, der die Waffen abholt, bringt Ihnen zugleich den Check auf die Duane —“ und mit einer höflichen Verbeugung empfahlen sich die beiden Herren.

José Gonzales hatte in den letzten Tagen eine merkwürdige Thätigkeit entwickelt und, anstatt, wie ihn die Eltern drängten, Caracas zu verlassen, eine alte Lieblingsbeschäftigung wieder aufgenommen und zu schreinern angefangen. Er arbeitete an einem kleinen Kistchen, das ihm aber nie nach Wunsch gerathen wollte, denn zwei oder drei zerschlug er und schob die Stücke dann selber unter den Kochherd, bis er endlich seinen Zweck erreichte. Dann und wann aber hatte er auch wieder Wege in der Stadt zu be=

sorgen und jeden Tag wenigstens einmal das Haus der Señora Corona aufgesucht, ohne die Damen auch nur ein einziges Mal zu Hause anzutreffen. Er war wenigstens jedes Mal noch in der Thür von dem Diener mit einem trockenen „salida“ abgespeist worden — sonderbar, daß die Damen so viele Besuche zu machen hatten. Auch das Carcel betrat er am zweiten Tag wieder, traf dort den Schließer, bei dem er sich nach dem Verwundeten — seinem „regungslosen Schlafkameraden“ in der einen Nacht, erkundigte. Er drückte dem Mann einen Peso in die Hand und dieser war die Freundlichkeit selber — erzählte auch, daß der Gefangene wieder Lebenszeichen gegeben und gegessen und getrunken, sonst aber seine Sinne noch nicht wieder beisammen habe. Er stiere Einen nur immer gerade an, beantworte aber keine Frage und lache nur manchmal still vor sich hin, als ob er den Verstand verloren habe. Im Uebrigen sei er aber vollkommen harmlos, und der Doctor hatte gesagt, man solle ihn nur noch eine Woche ruhig zufrieden lassen, dann werde sich sein Zustand jedenfalls bessern. Es sei nichts als eine vorübergehende Gehirnerschütterung, die sich von

selber heile. Der Säbelhieb war zu tief eingedrungen.

José hütete sich wohl die Erlaubniß zu erbitten, ihn zu sehen — es hätte das doch nur in Gegenwart des Schließers geschehen können, also gar keinen Zweck gehabt, und eine unbedachte Bewegung mochte Alles verrathen. Er begnügte sich deshalb damit, dem Gefängnißwärter wieder etwas Geld für Lebensmittel da zu lassen, weil er, wie er sagte, Theil an einem Menschen nähme, mit dem er eine Nacht gefangen gesessen, und revidirte dann wieder den äußeren Theil der Mauer, wo ihn aber besonders das genirte, daß zwei Schildwachen den Platz begingen, die eine oben an der Ecke, wo sie die ganze Straße übersehen konnte, die andere nicht weit von der Stelle, an welcher durchgebrochen werden mußte. Gleich darüber war außerdem eine Pulperia oder ein Branntweinstand, wo sich fortwährend zehn oder zwölf Soldaten — oft bis in die späte Nacht, herumtrieben oder vor dem Haus im Freien saßen, die dann auf ein Alarmzeichen auch augenblicklich herbeigeeilt wären.

Eine andere Frage war die, konnte der Kranke, durch seine Wunde, durch Hunger und Entbehrung geschwächt, auch gleich seine Flucht in das

innere Land antreten, oder brauchte er nicht vielleicht erst einige Tage Ruhe, was auch in sofern gut gewesen wäre, da man dadurch seine Spur verlor.

Was war aber so lange mit ihm zu machen? — sollte er ihn in das elterliche Haus bringen? Dort wurde jedenfalls zuerst gesucht, da man seine Schwester da wußte, und diese selbst durfte Nichts von der Flucht erfahren, oder sie hätte sich in ihrer Aufregung leicht verrathen. Was wußte so ein junges unschuldiges Geschöpf von Verstellung.

Aber wohin mit ihm? — Er hatte schon an Coronas gedacht, die ihn gewiß mit Freuden in einer so menschenfreundlichen Handlung unterstützen würden, und immer die Absicht gehabt mit ihnen darüber zu sprechen, sie ja aber leider nie zu Haus gefunden. Er mußte heute noch einmal zu ihnen gehen, vielleicht war er diesmal glücklicher und sie konnten ihm auch in mancher andern Hinsicht einen guten Rath geben. Eigentlich hatte er dabei die Hoffnung, Isabel wieder allein zu treffen, und dann sollte sie ihm nicht so durchschlüpfen wie das letzte Mal. Sie w u ß t e ja jetzt daß er sie liebe, und konnte sich deshalb



einer entscheidenden Antwort nicht länger entziehen.

Als er die Straße hinabschlenderte, begegnete er einem Freund, dem jungen Hierra, dessen Vater in der Verbannung lebte. Hierra selber hatte ein wenig indianisches Blut in den Adern, aber eine sehr gute Erziehung genossen und bekleidete hier in einem der größeren Geschäfte die Stelle eines Buchhalters.

Arm in Arm verfolgten die beiden jungen Leute ihren Weg und zwar an dem Hause der Señora Corona vorüber, denn José wollte ihn nicht merken lassen, daß er beabsichtige dort einen Besuch zu machen. Es war besser, er begleitete den Freund ein Stück Weges und konnte ja dann immer leicht zurückkehren.

„Nun, José, was treibst Du denn eigentlich hier in der Stadt? Man sagt ja, daß Du neulich einmal eine Nacht auf der Wache zugebracht hättest. Nun, das ist keinenfalls ein Zeichen von schweren Gemüthssorgen, denn dorthin schafft man eigentlich nur fidele Leute."

„Fidele Leute, Hierra?"

„Nun, Nachtschwärmer."

„Mich haben sie am hellen Tage arretirt."

„Morgens ganz früh, wie?"

„Nein, Mittags."

„Aber weshalb? um Gottes willen. Was hast Du verbrochen?"

„Ich weiß es nicht und habe es dort eben so wenig erfahren. Die Herren scheinen jetzt zu machen, was sie eben Lust haben."

„Ja, lieber Freund," sagte sein Begleiter, „in Acht muß man sich jetzt nehmen — besonders wer Verwandte da draußen unter den „Blauen" hat — und wer hat die eigentlich nicht? Falcon's Spione sind durch die ganze Stadt verstreut, und wer ein Geheimniß bewahren will, der thut das am Besten mit der eigenen Zunge — d. h. er hält sie vollkommen still. Den Herren da oben wächst die Revolution doch nachgerade, über den Kopf und sie fangen an gegen Jeden mißtrauisch zu werden. Verhaftungen werden deshalb überall vorgenommen und man ist kaum in dem eigenen Hause davor sicher."

„Aber was hilft es ihnen, wenn sie ein paar Leute in der Hauptstadt unschädlich machen? Das ganze Land können sie doch nicht einsperren."

„Ach, ich weiß nicht, es muß hier in Caracas selbst eine Art von Verschwörung stattgefunden haben, denn aus Falcon's eigenem Haushalt

sind in den letzten Tagen Verschiedene verhaftet worden. Sein eigener Koch liegt jetzt in Ketten oben im Hauptgefängniß."

„Sein Koch?" rief José und blieb erstaunt mitten im Wege stehen, „das ist merkwürdig."

„Merkwürdig? Falcon wird wahrscheinlich eine Vergiftung befürchtet haben. Muß auch ein böses Leben sein was er jetzt führt, und um den Preis möcht' ich wahrhaftig nicht auf dem Präsidentenstuhl sitzen. Ich fange jetzt übrigens selber an ungeduldig zu werden, und allerlei tolle Pläne gehen mir im Kopf herum. Uns hier in der Stadt mißhandeln sie dabei am Meisten und die Wirthschaft hat eigentlich lange genug gedauert. Sollte es denn so ganz unmöglich sein, daß wir selber hier in Caracas die Hand mit anlegten, um ihr ein Ende zu machen?"

„Hier in Caracas?" fragte José zerstreut.

„Du freilich," setzte Hierra nicht ohne Bitterkeit hinzu, „hast jetzt andere Ideen im Kopf als die Noth des Vaterlandes. Was kümmert Dich die Revolution."

„Meinst Du, Hierra?"

„Mein' ich," wiederholte dieser, indem er mit einem düstern Blick vor sich niederstarrte, „aber ich kann Dir's nicht verdenken," setzte er nach

kurzer Pause hinzu, „wer weiß, wie ich selber an Deiner Stelle handeln würde?"

„An meiner Stelle? ich verstehe Dich nicht."

„Das thut Nichts, Amigo. Das ganze Land ist uns jetzt ein Räthsel; aber wohin wolltest Du eigentlich?"

„Ich habe in der Calle del Comercio einige Geschäfte zu besorgen."

„Geschäfte, glücklicher Mensch, der Du noch an Geschäfte denken kannst; mir schwindelt der Kopf von lauter Plänen und Gedanken und hat nicht Raum mehr auch nur für eine einzige Zahl. Ich muß auch bald selbstständig in Etwas eingreifen, oder ich gehe in diesen Träumereien zu Grunde. Wohin gehst Du jetzt?"

„Ich sagte es Dir ja eben, in die Calle del Comercio."

„Ach ja, sei nicht böse José, also lebe wohl, ich werde Dich nicht stören," und dem Freunde zunickend, schritt er langsam die Straße hinab.

José blieb eine Weile stehen, und zu jeder andern Zeit würde ihm das wunderliche Benehmen des Freundes aufgefallen sein. Jetzt aber gingen ihm eine solche Masse von Gedanken durch den Kopf, daß er kaum darauf achtete. — Was war denn das nur mit dem Koch des Präsi-

denken? Hatte er davon geträumt, oder hatte ihm schon Jemand davon erzählt? Er konnte sich nicht gleich darauf besinnen, und doch war es ihm so merkwürdig aufgefallen, als es Hierra erwähnte. Aber Castilia's Schicksal nahm seine Gedanken zu sehr in Anspruch. Konnte er die Señora Corona, die er heute bei so früher Stunde sicher treffen mußte, bewegen, den Flüchtigen für kurze Zeit bei sich zu beherbergen, so war eine der größten Schwierigkeiten beseitigt, und mit der Hoffnung schritt er auch rascher aus, um das Haus der Dame zu erreichen. Er mußte ja auch ungesäumt an das Werk der Rettung gehen, wenn er nicht der Gefahr ausgesetzt sein wollte, daß der Gefangene in einen andern Kerker geschafft wurde, und dann war natürlich keine Rettung mehr für ihn. Die Befreiung selber stellte sich auch vielleicht gefahrloser, als er anfangs geglaubt hatte, denn mit Geld war ja in Venezuela gegenwärtig fast Alles zu erreichen — warum sollte es ihm da nicht gelingen, auch ein paar arme Wachtposten für seine Pläne zu gewinnen.

So ganz unaufgehalten sollte er aber seinen Weg noch nicht fortsetzen. Nicht weit von Corona's Haus entfernt begegnete ihm der junge

Costar, ein Halb-Indianer, dessen Bruder ebenfalls bei den Blauen, aber noch irgendwo in den Bergen stand. Er selber war ein eifriger Revolutionair und hätte sich schon lange den Reconquistadoren angeschlossen, aber sein Vater ließ ihn nicht fort; er war auch noch zu jung.

„Gonzales," sagte dieser, indem er José's Arm ergriff. „Das ist eine verfluchte Geschichte. Wissen Sie, wohin Colina gegangen ist?"

„Colina? so viel man sich hier erzählte, nach Victoria."

„Gott bewahre, direct nach Calabozo und durchkreuzt damit alle unsere Pläne, denn gerade von dort her erwarteten wir ja eine Erhebung, die hier nachher das Zeichen zum Losschlagen werden sollte. Ich begreife nicht, wie sie hier Wind davon bekommen haben. Es was Alles so geheim betrieben, daß ein Mißlingen ganz unmöglich schien."

„Aber vielleicht ist schon Etwas geschehen," erwiderte José, „und er findet das Land dort in vollem Aufruhr."

Der junge Costar schüttelte mit dem Kopf. „Sie wissen wie schwerfällig die Leute in diesen Binnenstädten sind; ich fürchte, sie haben wenig oder gar Nichts gethan, und legt ihnen

Colina jetzt eine Anzahl seines Gesindels in die Stadt, so rühren und regen sie sich nachher nicht, und die Regierungstruppen halten die ganze Linie besetzt."

„Und woher wissen Sie, daß er überhaupt nach Calabozo ist?"

„Weil er San Juan del Morro schon in Eilmärschen passirt hat. Er soll sich nirgends aufgehalten haben und immer weiter gerückt sein; hinter San Juan ist aber Calabozo die nächste Stadt, und er kann sich nirgends anders hingewandt haben."

„Wenn er nicht am Fuß der Berge liegen bleibt und die Llanos nur bewacht."

„Nein, nein!" rief der junge Mann heftig — „unsere Spione sind ihnen bis dahin gefolgt; aber ohne sich aufzuhalten, drangen die Gelben bis zu der kleinen Lagune vor, rasteten zwei Stunden und wandten sich dann direct in die Llanos hinein. Ortega, mein Vetter, hat sein Pferd bald todtgeritten, um uns hier so rasch als möglich die Kunde zu bringen. Daß Castilia gefangen ist, wissen Sie?"

„Ja!"

„Er wird erschossen."

„Um Gottes willen, das ist nicht möglich,

er hat ja, wie ich hörte, durch die erhaltenen Säbelhiebe seine Besinnung verloren."

„Das schadet Nichts — die Gefängnisse sind überfüllt. Morgen oder übermorgen soll er vor ein Kriegsgericht gestellt werden, und das Resultat versteht sich dann von selbst. Armer Teufel, und der einzige Sohn seiner Eltern! Unser Plan ist ebenfalls mißglückt, hat wenigstens vor der Hand keine Aussicht auf Erfolg."

„Welcher Plan?"

„Den Präsidenten gefangen zu nehmen, um dadurch alle politischen Gefangenen frei zu bekommen. Falcon muß jedenfalls von irgend einem Schurken, der aber glücklicher Weise nicht näher eingeweiht war, gewarnt sein, denn aus seiner Umgebung sind Mehre — natürlich die Falschen — verhaftet worden. Er selber geht jetzt nur in Begleitung oder gut bewaffnet aus, hat auch die Wache verdoppeln lassen — aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Doch ich muß fort; wir haben eine geheime Zusammenkunft, von der nicht einmal mein Alter etwas wissen darf, denn wie er nicht zugeben will, daß ich mich offen den Reconquistadoren anschließe, verlangt er auch, daß ich mich hier fern von jeder Politik halte — ich sei noch zu jung — Caramba,

ich bin zwanzig Jahre alt, und wenn wir hier denen da draußen nicht helfen, so wird im Leben Nichts aus der ganzen Revolution. — Also hasta luego, José, und um Gottes willen reinen Mund gehalten."

José verfolgte seinen Weg — er war nur noch wenige Häuser von Señora Corona's Haus entfernt. Allerlei wunderliche Gedanken zuckten ihm durch das Hirn, und er wollte sich wenigstens Gewißheit darüber verschaffen. Mit festen Schritten ging er auf das Haus zu und war eben im Begriff anzuklopfen, als sich die Thür von selber öffnete.

Señora Conora war diesmal wirklich zu Hause, aber sie hatte Besuch, und zwar keinen andern als José's eigenen Vater, Señor Gonzales, der vor etwa einer halben Stunde zu ihr gekommen und angenommen war.

„Señor Gonzales!" rief die alte Dame, wie im höchsten Erstaunen aus, „was verschafft mir die Ehre? Es ist eine lange Zeit, daß wir einander nicht gesehen haben."

„Ueberhäufung von Geschäften, Señora," erwiderte der alte Herr, „sonst würde ich mir das Vergnügen nicht versagt haben, Sie aufzusuchen. Señorita, Sie befinden sich doch wohl? — aber

man braucht nicht danach zu fragen — Sie blühen wie eine Rose."

„Das muß dann eine weiße sein," sagte die Mutter nicht in bester Laune, „das Mädel hat ja gar keine Farbe mehr."

„Aber ein etwas blasser Teint macht interessant," fuhr der alte Herr fort, der nun einmal fest entschlossen schien, galant zu sein. „Sie sind doch nicht krank, Señorita?"

„Nein, ich danke Ihnen," antwortete Isabel, „ein leichtes Kopfweh manchmal, weiter Nichts."

„Migraine," erwiderte Gonzales. „Das alte Leiden der Damen, wie überhaupt zarter Naturen. Wir Beide leiden nicht daran, Señora, wie?"

„Caramba, nein!" rief Señora Corona, mit einem verächtlichen Lächeln nur bei dem Gedanken, und sie rückte sich dabei bequemer in ihrem breiten Rohrstuhl zurecht. „Aber," setzte sie hinzu und sah dabei den alten Herrn etwas mißtrauisch von der Seite an, „was führt Sie eigentlich zu mir, wenn ich fragen darf, denn nach meiner Migraine wollten Sie sich doch nicht erkundigen?"

„Nein," sagte Gonzales lächelnd, selber von der Idee erbaut, „es ist etwas Praktisches, eine

Geschäftssache, wenn ich Ihnen nachher vielleicht das Nähere mittheilen darf —"

Señora Corona hatte ihn angesehen und verstand augenblicklich, was er meinte.

„Schon gut — à propos, Señor, wie steht es draußen? Haben Sie gute Nachrichten von der Lagune? Caramba, die Herren dort zögern doch in ganz unverantwortlicher Weise. Jetzt ist Colina fort, Gott weiß wohin und wann er wiederkommt — Wenn sie jetzt vorbrächen, so könnten sie Caracas fast ohne Schwertstreich nehmen und damit die ganze Revolution abmachen. — Sie sind aber furchtbar langsam und unschlüssig, und man sieht wohl deutlich, daß ihnen ein eigentlicher und geschickter Führer fehlt."

„Señora," meinte Gonzales achselzuckend, „Sie müssen mich in doppelter Hinsicht entschuldigen; erstlich bekümmere ich mich überhaupt nicht um Politik, und wenn ich es thäte, so würden wir Beide, nach Allem, was ich darüber gehört, doch verschiedener Meinung sein. Sie, als Dame, und die Frauen scheinen gegenwärtig in Venezuela fast Alle blaues Blut zu haben, neigen sich auf Seite der Revolution, und es sei fern von mir, Ihnen deshalb einen Vorwurf

machen zu wollen. Ein Jeder hat ein gutes Recht zu seiner politischen Meinung, aber deshalb bitte ich Sie auch, daß Sie mir nicht wegen meiner Ansicht zürnen."

„Und die ist?"

„Ich halte unsern Präsidenten Falcon nicht für so schlimm, als er gewöhnlich gemacht wird. Er mag Manchem vielleicht Grund zur Unzufriedenheit gegeben haben, aber der Mann soll noch geboren werden, der es allen Menschen recht macht, und da wir überhaupt gar nicht wissen, wo wir einen besseren herbekommen wollen, so dächte ich — nur meiner einfachen Meinung nach, und ohne diese jemand Anderem aufzwingen zu wollen — die ganze Revolution hätte keinen weiteren Zweck, als das Land in einer steten Unruhe und ohne Arbeitskräfte zu halten, und je eher sie deshalb zu einem Abschluß käme, desto besser."

Señora Corona lächelte, ohne jedoch ein Wort darauf zu erwidern leise vor sich hin, mit einer Miene aber, daß man nicht daraus klug werden konnte, ob sie die politische Meinung des Herrn theile, oder sich darüber lustig mache. Nach einer kleinen Weile sagte sie dann zu der an ihrem Nähtisch sitzenden Isabel:

„Ach, liebes Kind, wärst Du wohl so gut, unserer Köchin ein wenig auf die Finger zu sehen? Sie hat uns gestern das ganze Essen verdorben und ich möchte das nicht gern heute noch einmal erleben.“

Isabel stand ruhig auf und ging hinaus, aber erst nach einer Pause von wohl fünf Minuten sagte die alte Dame, das Gespräch über Politik vollständig fallen lassend:

„Sie wollten mit mir Etwas über Geschäfte sprechen; worin kann ich Ihnen dienen, denn Sie wissen ja, daß ich Ihnen gern gefällig bin.“

„Ich habe nicht vergessen,“ erwiderte Señor Gonzales, „daß ich Ihnen schon verschiedene Male zu Dank verpflichtet war; doch was mich hergeführt hat, wird vielleicht die Schuld meiner Dankbarkeit, anstatt sie etwas abzutragen, nur noch erhöhen.“

„Aber nur um Gottes willen nicht in der alten Weise,“ rief die Señora abwehrend, „denn daß ich keinen Einfluß bei dieser Regierung habe und haben kann, wissen Sie, und außerdem steckt das Falcon'sche Regime augenblicklich so furchtbar in Schulden, daß an eine Auszahlung nicht zu denken ist.“

„Das thut mir leid,“ erwiderte Gonzales,

der eben einige Blätter Papier aus der Brusttasche genommen hatte, sie aber bei den letzten Worten wieder zurückschob, als ob er vollständig verzichte, „ich hatte gehofft, daß wir Beide ein gutes Geschäft machen würden. Ich, indem ich ein schon halbaufgegebenes Capital, wenn auch ohne Zinsen, vollständig wieder einbrächte, Sie, indem Sie die nothwendigen Procente für Ihre Müh' und Arbeit ernteten. Aber Unmögliches läßt sich nicht überwinden, und ich werde dann, wenn auch mit einem Verlust, wenigstens einen Theil des ausgelegten Capitals zu retten suchen. Sie entschuldigen, Señora, wenn ich Sie gestört habe."

Er wollte mit diesen Worten wieder vom Stuhl aufstehen, als die alte Dame den Arm gegen ihn ausstreckte und rief:

„Ist das ein unruhiger Gesell! Caramba! können Sie denn nicht einmal fünf Minuten auf Ihrem Stuhl sitzen bleiben? Was ist es denn eigentlich? Wir Frauen sind neugierig, und ich möchte wenigstens wissen was Sie hergeführt hat."

„Gerade das, was Sie mir nicht erfüllen können," sagte Gonzales, seinen Platz wieder einnehmend, „Anweisungen an die Duane."



„Und zu welchem Betrag?“

„Fünftausend Pesos.“

„Caramba! Silva verspräche zwanzig, wenn er die fünf bekommen könnte. Das ist viel Geld.“

„Rechnen Sie zwanzig Procent auf fünf,“ sagte Gonzales, „so macht es die runde Summe von tausend Pesos, die dabei Ihr Gewinn wären — wahrhaftig keine Kleinigkeit, und Sie verdienen nebenbei an dem Geschäft gerade tausend Pesos mehr als ich.“

„Was heißt das?“

„Daß ich einfach mein Geld herausbekomme.“

„Caramba, Señor,“ rief die alte Dame überlegend, „ich wollte Ihnen gern gefällig sein, aber es geht wahrhaftig nicht, es ist zu viel, und Sie wissen — wenn der Herr an der Steuerkasse, der mir gefällig ist, auch heimlich zu unserer Partei gehört — so läßt er sich doch auch dafür bezahlen. Sagen Sie fünfundzwanzig, und ich will es wenigstens versuchen.“

„Señora,“ erwiderte Gonzales, „für fünfundzwanzig besorgt es mir General Bio unten an der Kasse selber, und ich habe weiter keine Umstände davon; aber mir sind schon die Zinsen von dem Capital verloren gegangen und ich

möchte nicht gern noch zweihundertfünfzig Pesos dazu verlieren. In dem Fall riskire ich es lieber, noch einen Monat zu warten. Laufen einige Schiffe ein — und es sind allein von Deutschland vier unterwegs — so bringe ich vielleicht meine Anweisung noch zu zehn oder fünfzehn Procent an. Es thut mir wirklich leid Sie umsonst bemüht zu haben," setzte er hinzu, indem er aufstand und nach seinem Hute griff, „aber ich hatte einmal Vertrauen zu Ihnen."

„Na, denn geben Sie die Wische her," rief die Señora, indem sie die Hand danach ausstreckte. „Was thut man nicht für einen Freund."

„Señora sind so gütig," erwiderte der alte Herr, indem er ihr die Papiere überreichte, „wann darf ich wieder vorfragen?"

„Vor drei oder vier Tagen nicht, ich werde selber nach Laguayra fahren müssen, oder einen zuverlässigen Boten senden. A propos, weshalb ist denn Ihr Sohn neulich verhaftet worden? Ich hörte in der Stadt davon."

„Quien sabe, wir begreifen es Beide nicht."

„Die jungen Leute sind zu leichtsinnig in ihren Aeußerungen," fuhr die alte Dame fort. „Es ist ja recht hübsch patriotisch zu sein, aber die Klugheit darf man dabei nicht aus den



Augen lassen. Da machen wir Beide es doch anders? heh, Gonzales? Caramba, Sie alter Fuchs Sie —"

„Señora erweisen mir zu viel Ehre," erwiderte Gonzales, „ich bin schon durch meine Unwissenheit in der Politik geschützt. — Doch noch Eins! Señora haben wohl davon gehört, daß der junge Castilia auf sehr schwere Anklage hin und außerdem noch verwundet im Gefängniß liegt? Der Fall ist wohl hoffnungslos?"

Die buschigen Augenbrauen der Dame zogen sich finster zusammen. „Lassen wir Jeden das ausessen, was er sich eingebrockt hat," sagte sie. „Der alte Castilia ist ein Vaterlandsverräther, und wenn sein Sohn dafür büßen muß, kann man es ein Gottesgericht nennen."

„Ein Vaterlandsverräther, Señora?" rief Gonzales erstaunt und beinahe bestürzt aus, denn es konnte ihm nicht entgehen, daß die Frau nicht gut auf die Familie zu sprechen war, und dadurch sank seine Hoffnung auf eine Unterstützung von dieser Seite — „so viel ich weiß, hält er zu Ihrer Partei."

Die Señora biß sich auf die Unterlippe. — „Ja, aber er verräth jede Partei, mit der zu gehen er vorgiebt."

„Und ich hatte gerade geglaubt, daß Sie vielleicht ein gutes Wort für den unglücklichen jungen Mann —"

„Ich?" unterbrach ihn Señora Corona, und das unheimliche Blitzen ihrer dunkeln Augen verrieth dem aufmerksamen Beobachter, welche Dämonen in ihr lauerten; aber sie selber mochte nicht zeigen wollen, was in ihrem Herzen vorging, und sich halb abwendend vollendete sie ihre Rede in ganz anderer Art, als ihr erster Ausruf anzudeuten schien. — „Ich?" wiederholte sie langsamer — „und was könnte mein Wort in der Sache helfen, selbst wenn ich nun — vielleicht ein Vorurtheil bei Seite setzen wollte, — aber" — fuhr sie, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, fort, und ihr Auge haftete forschend auf dem alten Herrn — „wird denn sein Vater keinen Versuch machen ihn zu befreien, und ist er vielleicht zu dem Zweck schon hier?"

„Lieber Gott!" rief Gonzales — „er kann jetzt kaum die Kunde davon haben — aber glauben Sie, daß seine Anwesenheit hier etwas nützen würde?" — Die Frage war so harmlos gestellt, daß die Señora unbedingt darauf erwiederte:

„Ich glaube es bestimmt — Falcon ist gut-

müthig — einer persönlichen Bitte des Vaters könnte er vielleicht nicht widerstehen."

„Und sollte die Mutter nicht noch mehr nützen können?" fragte Gonzales, wie mit sich selber redend.

„Nein," erwiderte die Señora — „Frauen kommen gewöhnlich vor Thränen nicht zu Worte und ermüden mehr, als daß sie Mitleiden erwecken. Wenn Sie den alten Herrn Castilia veranlassen könnten, ungesäumt hierher zu kommen — ich glaube gewiß, daß er doch eine Milderung des Urtheils erreichen würde."

„Und fürchten Sie nicht, daß er selbst hier einer Gefahr ausgesetzt wäre?" fragte Gonzales und sah mit der unschuldigsten Miene von der Welt zu der Dame auf.

„Nein, ich glaube es nicht. Weshalb?"

„Das Hauptquartier der Reconquistadoren liegt in seinem Hause."

„Bah!" rief lachend Señora Corona aus, „glauben Sie, daß sich Falcon um solche Bagatelle kümmert? Was liegt daran? Irgendwo müssen sie Quartier nehmen, und für Einquartierung ist Niemand verantwortlich. Schreiben Sie ihm — schaden kann es keinenfalls und vielleicht viel nützen."

„Ich werde es thun, Señora," erwiderte Gonzales, indem er von seinem Stuhl aufstand. „Wenn ich ihm aber auch einen besondern Boten schicke, wird es immer noch mehre Tage dauern, bis er Caracas erreichen kann, und kommt er dann nicht vielleicht zu spät?"

„Ich — glaube nicht" — entgegnete die Señora — „ein Aufschub wird gewiß von Falcon zu erlangen sein — ich werde mir selber deshalb Mühe geben."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Señora," schloß Gonzales das Gespräch, indem er ihr eine achtungsvolle Verbeugung machte — „und will denn auch nicht mehr säumen. Ich habe die Ehre, mich Ihnen gehorsamst zu empfehlen."

„Señor, es war mir äußerst angenehm, Sie wieder einmal bei mir gesehen zu haben. Ich hoffe, Sie werden sich bis zum nächsten Besuch nicht so lange Zeit nehmen."

„Wenn Sie mir noch einen Besuch erlauben, gewiß nicht."

Noch einmal machten sich Beide — Herr wie Dame — eine sehr achtungsvolle und förmliche Verbeugung und dann schritt Señor Gonzales, ohne die im Triumph hinter ihm drein blitzenden Augen der Señora zu bemerken, den schmalen

Gang hinunter und öffnete die Hausthür, vor der er, die Hand eben zum Anklopfen erhoben, Jemanden fand, den er am wenigsten vermuthet hätte: seinen eigenen Sohn.

„Vater," rief José erstaunt, „kennst Du denn die Damen hier?"

„Kennst Du sie?" war die Gegenfrage des Vaters, der die Thür ohne Weiteres in's Schloß drückte, den Sohn unter den Arm faßte und dann nach der Richtung mit ihm die Straße hinabschritt, daß sie die Fenster des Hauses nicht zu passiren brauchten.

„Ich — ich kenne sie allerdings," erwiderte José, durch dies plötzliche Begegnen völlig außer Fassung gebracht, „das heißt nicht genauer. Die Señora ist für unsere Partei außerordentlich thätig."

„Ist sie das in der That? und weißt Du das gewiß?"

„Die ganze Stadt weiß es."

„Und gehöre ich auch mit zur Stadt?"

„Aber Vater," rief José, dem auf einmal Alles wieder durch den Kopf zuckte, was er in

den letzten Minuten selber gedacht hatte, „weißt Du etwas Bestimmtes gegen sie?"

„Soll ich Dir sagen, was mich zu ihr geführt hat?"

„Ich wäre allerdings begierig es zu hören."

„Gut, dann sollst Du es erfahren. Du weißt, daß ich zu Zeiten von der Regierung Anweisungen auf die Duane bekomme —"

„Deren Auszahlungen sie durch einen Gegenbefehl hintertreibt — wer weiß das nicht — eine kostbare Finanzwirthschaft!"

„Nun, die Señora Corona kassirt sie für mich ein."

„Die Señora Corona?"

„Natürlich gegen einen kleinen Profit von zwanzig Procent für ihre Bemühungen und — ihren Einfluß."

„Dann hat sie Freunde unten an der Duane."

„Die ihr verwünscht wenig nützen würden; denn daß Silva eine strenge Controle über alle dort einlaufenden Gelder hält, kannst Du Dir wohl denken."

„Aber wie ist es sonst möglich?"

„Durch einen Specialbefehl Falcon's, ihr Alles auszuzahlen, worüber sie eine Anweisung bringt. Natürlich versteht Falcon nur die Gel-



der, die er selber ihr speciell anweist, aber sie benutzt selbstverständlich diese Vergünstigung, um auch kleine Nebengeschäfte zu machen — und wer kann es ihr verdenken?"

„Das kann aber erst seit ganz kurzer Zeit sein," rief José erschreckt aus — „seit dem Tag, wo sie von ihm den Monatsgehalt von dreihundert Pesos zugesichert erhalten hat."

„Wie lange ist das etwa her?"

„Es mag immerhin eine Woche sein — ich weiß es nicht mehr genau."

„Und wenn ich Dir nun sage, daß ich diese Geschäfte mit ihr schon seit etwa dreiviertel Jahren betreibe?"

„Vater!" rief José und fühlte dabei wie er bleich wurde.

„Willst Du einen guten Rath von mir annehmen, José?"

„Wie gern, Vater."

„So traue der Dame nicht weiter, als Du sie siehst — und nicht einmal so weit."

„Du glaubst, daß sie ein falsches Spiel spiele?"

„Ich glaube es nicht allein, ich weiß es gewiß."

„Aber die Tochter kann nicht die Mitschul-

dige sein," rief José bewegt, „ein so gutes, treues Auge kann nicht lügen."

Gonzales blieb stehen, machte sich von dem Arm seines Sohnes frei und sah ihm ernst in's Gesicht — aber nicht lange. Er nahm seinen Arm wieder, verfolgte den bisher eingeschlagenen Weg nicht weiter, sondern bog scharf herum und ging mit ihm gerade wieder zurück.

„Wohin willst Du, Vater?"

„Weißt Du in Caracas Bescheid?"

„Ich glaube ja — so ziemlich."

„Du weißt, wie die gewöhnlichen Häuser gebaut sind?"

„Ja, aber weshalb?"

„Komm nur mit mir — wir gehen noch einmal zu der Señora Haus."

„Zusammen?"

„Nicht hinein — nur bis zu dem Haus — bitte, laß mich gewähren, ich werde Dich führen und Dir Etwas zeigen. Urtheilen magst Du dann selber — ich will Dir mein Urtheil nicht aufdrängen." Vater und Sohn verfolgten schweigend ihren Weg bis sie die Stelle erreichten, wo das Haus der Señora Corona abgrenzte. Dort blieb Gonzales einen Augenblick stehen und sagte leise: „Jetzt sei so gut und zähle einmal die Schritte

bis zur nächsten Ecke — wir schreiten gleichmäßig aus — komm und thu, wie ich Dir sage." Damit drehte er wieder um und sie gingen denselben Weg, den sie gekommen. Als sie die Ecke erreichten, hatten sie jeder zweiundachtzig Schritt gezählt.

„Zweiundachtzig," sagte Gonzales — „so, jetzt biegen wir hier in diese rechtwinklige Querstraße ein — Du brauchst nicht eher zu zählen, bis wir an die andere Ecke kommen."

José schüttelte mit dem Kopf. Er begriff nicht, was das Alles bedeuten solle, folgte aber fast willenlos dem Vater. Endlich, als sie die nächste Ecke erreichten, sagte der alte Gonzales, indem er seinen Sohn wieder anhielt, um links einzubiegen:

„So, mein Junge — nun wollen wir von hier, die Straße hinauf wieder zweiundachtzig Schritt abzählen — laß uns genau so große Schritte machen, als vorher. Also eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs —"

Schweigend zählten Beide halblaut vor sich hin bis zweiundachtzig. Vier oder fünf Schritt weiter brachten sie zu einer Thür.

„Weißt Du, wer hier wohnt, José?"

„Es ist das Haus, das mit der Rückseite gerade an das der Señora Corona stößt.“

„Ja — weißt Du, wer hier wohnt?“

„Nein — ich bin in dieser Straße gar nicht bekannt.“

„Der Präsident Falcon.“

„Falcon? — aber Du irrst, Vater. Falcon hat —“

„Dies Haus schon seit längerer Zeit gemiethet und jetzt angekauft — angeblich um hier verschiedene Sammlungen aufzustellen oder zu irgend einem andern Zweck — was weiß ich. Er ist hier sehr häufig gegen Abend gesehen worden.“

„Vater!“

„Guten Morgen, José — ich habe dort hinüber noch Einiges zu besorgen, und Du wirst doch jetzt wahrscheinlich nach Hause gehen. Versäume die Essenszeit nicht — ich werde auch pünktlich sein“ — und sich von dem Arm des Sohnes frei machend, ging er raschen Schrittes die Straße hinab.

2.
Schlechte Behandlung.

Es war unbegreiflich, mit welcher Ruhe die Falcon'sche Regierung den langsam aber sicher anwachsenden revolutionairen Geist im Lande mehr und mehr um sich greifen sah, ohne irgend welche energische Maßregeln dagegen auch nur zu versuchen.

Nach Westen zu bis Victoria, auf dem Wege nach der Lagune von Valencia, waren allerdings die Hauptplätze von gelben Truppen besetzt, ebenso durch das Gebirge nach Süden die Städtchen Villa de Cura, Ortiz und San Juan. Auch nach Süd-Osten hatte man, gegen Las Ajuntas zu, die kleinen Orte wie Chacao mit einer Besatzung bedacht, und besonders die Hafenstadt Laguayra im Norden besaß eine, für diese

Kriege starke Garnison, aber das Alles schien nur dazu bestimmt, um die Hauptstadt selber gegen einen Ueberfall zu schützen. Die ganze Aufstellung war allein ein Vertheidigungssystem, und sah ganz so aus, als ob sich Falcon wenig darum bekümmere, was im Lande geschah, wenn er nur Präsident und sicher in seiner Hauptstadt blieb.

Die venezuelanische Republik besaß drei gut armirte Kriegsdampfer, die meist — wie das in allen südamerikanischen Republiken der Fall ist — mit fremden Matrosen und Officieren bemannt waren. Einer dieser Kriegsdampfer lag stets vor Laguayra — angeblich, wie es hieß, um die Stadt zu verhindern, der Revolution Sympathien zu zeigen — wie man aber in Caracas behauptete: nur zu Falcon's speciellem Dienst bereit, wenn dieser es nämlich einmal gerathen finden sollte, sein Reich plötzlich zu verlassen und seine eigene Person in Sicherheit zu bringen.

Auch das ganze „Heer" — wenn man diese Soldaten wirklich ein Heer nennen konnte — schien allein demselben Zweck zu dienen. Wie dem würdigen Präsidenten der Dampfer gewissermaßen eine Brücke offen hielt, um darauf ein sicheres Ufer zu erreichen, so sollte die Armee

die Nothwendigkeit dazu so lange als möglich abwenden, und dann — wenn das nicht mehr möglich war — ihm den Rücken decken, und nachher? — après moi le déluge. —

Auch die Mittel, um die Revolution, nicht zu beseitigen, sondern nur niederzuhalten und einen Ausbruch aufzuschieben, zeigten, wie schon früher angedeutet, alle eine kleinliche und engherzige Natur. Wie man von dem Strauß erzählt, daß er den Kopf in einen Busch steckt, sobald er sieht, daß er seinen Verfolgern nicht mehr entgehen kann, so handelte hier die venezuelanische Regierung und schien zu glauben, daß sie, wenn sie nur Caracas ruhig halte, von den übrigen Theilen nicht viel zu befürchten habe. Sie wollte die Revolution nicht sehen, und sah deshalb auch nicht, daß fast jeder Bürger in Caracas ihr gehörte — ja daß selbst die große Mehrzahl der Soldaten viel lieber ein blaues als ein gelbes Band um den Hut getragen hätte — wenn ihnen dabei nämlich eine Wahl gelassen wäre. Aber wer frug diese Republikaner, für welche Sache sie kämpfen wollten. Sie wurden eingereiht, und damit war Alles abgethan.

Um so mehr erstaunten die Bewohner von

Caracas, als sich endlich auch in der Stadt das Gerücht verbreitete, General Colina sei nach Calabozo, der fernen Llanos-Stadt, marschirt, um diese — nicht etwa zu unterwerfen, denn sie hatte noch nicht rebellirt, — sondern um sie nur zu besetzen. Welchen Zweck konnte ein so abenteuerlicher Zug haben, der einen Theil des Heeres vollkommen außer Verbindung mit der Hauptstadt brachte, und dadurch nur die eigentliche Vertheidigung schwächte, ohne der Regierung den geringsten Nutzen zu bringen. Niemand verstand einen solchen Kriegsplan — und es war auch gar kein Plan, sondern in der That nichts weiter als eine Laune Falcon's gewesen, die aber gerade deshalb, weil Niemand die Ursache begriff, das Volk beunruhigte. Jedenfalls that sie Schaden, denn sie brachte dadurch über einen bis jetzt von den Kriegsunruhen nicht berührten Landstrich, der noch dazu außerhalb jeder Operationslinie lag, alle Schrecken eines solchen Zuges und sog auch dort den Boden aus, ohne irgend einer Partei nur den geringsten Nutzen zu bringen.

Aber selbst in Caracas ließ sich die Ruhe — wie sie der Regierung eben behagte — nicht vollständig aufrecht erhalten, denn die Deputirten

der verschiedenen Provinzen waren wieder zusammengetreten und in einer bedeutenden Majorität in Opposition mit dem Ministerium, was sich schon bei den ersten beiden Sitzungen klar und unverkennbar herausstellte. Die Regierung, so schon von allen Seiten gedrängt, bekam dadurch auch nach dieser Richtung hin alle Hände voll zu thun, dachte aber gar nicht daran wirkliche Zugeständnisse zu machen, sondern manipulirte hier im Kleinen genau so, wie sie es draußen im Großen that — d. h. sie verhinderte, so weit es in ihrem Einfluß lag, die Vollständigkeit der Sitzungen, störte sie durch eingelassenes Gesindel und glaubte Alles erreicht zu haben, wenn sie ein Resultat, das doch am Ende nicht ausbleiben konnte, nur um Monate — ja Wochen hinausschob.

Dadurch wuchs aber natürlich die Erbitterung nicht allein unter der gebildeten Klasse, nein, selbst unter dem Volk, dem es anfing an Arbeit zu fehlen. Mit Recht erwartete man fast jede Stunde einmal einen Ausbruch, und wer wollte da zu irgend einer Arbeit noch Leute beschäftigen und bezahlen, wo Geld und Zeit nur nutzlos hinausgeworfen wären.

Wer allein sich wohl befand, oder wenigstens

ohne die geringste Sorge in die Zukunft blickte — ja, dem allem Anschein nach allein eine Zukunft in Venezuela geboten wurde, das war das Officiercorps und vor allen Dingen diese Legion von Generalen, die Falcon geschaffen, und die er als eine feste Stütze seiner Stellung betrachtete. Und nicht nur in der Armee, nein, an dem Zollamt, in den Ministerien wie unter allen übrigen Beamten wimmelte es von Generalen. — Alte Männer und junge Burschen, mit oder ohne Uniform, liefen mit dem Generalsrang herum, und wo sie gar einen Degen an der Seite trugen, wußten sie ihres Uebermuths keine Grenze mehr. Sie glaubten auch an keinen Sieg der Revolution, denn der kriegerische Lärm, der sie fortwährend umgab, übertäubte jedes Gerücht, was wohl einmal von da oder dort hätte zu ihnen bringen können. In jedem Civilisten sahen sie außerdem einen Feind — sie hatten nicht so ganz Unrecht darin — und verkehrten auch deshalb fast nur unter einander, oder ausnahmsweise mit wenigen der Regierung eng befreundeten und von ihr abhängigen oder zu ihr gehörenden Kreisen.

Und aus was für einer bunten Mischlingsrace bestanden sie. Wirklich weiße Haut fand

man nur selten unter ihnen, sondern meist braune, gelbe und sogar sehr häufig völlig schwarze Gesichter, die sich dann nicht wenig in ihrer Würde brüsteten.

In Nordamerika mit seinen enormen Hülfsquellen und seiner betriebsamen Bevölkerung, wie auch einem gemäßigten und nicht entnervenden Klima, besteht unter den Mischlingsracen ein ganz anderes Verhältniß. Die Auswanderer von ganz Europa zogen sich dorthin und überschwemmten das Land mit ihren Schaaren, während der stolze und freie Sinn der nordamerikanischen Indianer nur in seltenen Fällen eine Vermischung mit der weißen Race der verhaßten Eroberer zuließ. Noch mehr aber verachten sie die Neger, und es würde keinem Indianermädchen je einfallen, einen solchen zu ihrem Gatten zu wählen. Deshalb sind auch in den Vereinigten Staaten die verschiedenen Racen bis auf den heutigen Tag verhältnißmäßig stark geschieden. Anders, ganz anders aber ist das in den Republiken Südamerikas, wo die Vermischung von der ersten Eroberung an bis zu jetziger Zeit ununterbrochen stattfand und die später eingeführten Neger von der schwächeren Indianerrace fast als gleichberechtigt angenommen wurden. Eine Einwande-

rung von Weißen fand aber dorthin immer nur vereinzelt, aber nie in einem großen Maßstabe statt, und die natürliche Folge konnte nicht ausbleiben: daß nämlich die Mischlingsrace und Mischlinge im vollsten Sinne des Worts die bei Weitem überwiegende Klasse werden mußte.

Monagas selber, der frühere Präsident der Republik, dessen Name lange Jahre hindurch nur mit einem Fluch genannt wurde, und der jetzt trotzdem wieder Miene machte, sich an die Spitze der Revolution zu stellen, hatte etwas indianisches Blut in den Adern, und im Heer der Blauen wie Gelben zeigten sich die Abkömmlinge von Indianern und Weißen, in ihren verschiedenen Schattirungen, als die zahlreichsten und gehörten sogar nicht selten zu den intelligentesten Officieren. Aber in Falcon's Heer herrschte außer diesen auch noch die Mischung mit äthiopischem Blut bis zum vollständigen Neger vor, und die Mehrzahl von diesen sah verwahrlost genug aus.

Allerdings gab es auch in Caracas eine kleine Zahl von Generalen unter den Creolen, die oft den ersten Familien der Stadt angehörten, die auch dann keine Zuschüsse von der Regierung brauchten und erwarteten und wie Caballeros le-

ben konnten. Diese aber zeichneten sich auch sehr vortheilhaft vor den Uebrigen aus. Sie gingen in goldgestickten Uniformen einher und hielten sich in größter Sauberkeit, wie auch vornehm zurückgezogen von dem größten Theil ihrer Kameraden; aber diese fühlten sich nicht etwa dadurch beleidigt, sondern hielten es im Gegentheil für ganz in Ordnung — waren sie doch von jeher keine andere Behandlung gewohnt gewesen.

Ein Theil dieser letzteren Gesellschaft nun hatte sich in der großen Eckstube eines Hauses an der Plaza de San Francisco, das zu einer Art Kaserne benutzt wurde, versammelt, und es schien ziemlich lebhaft da herzugehen. Man debattirte gerade über eine Eingabe an den Präsidenten, die den Verbrecher betraf, der nicht allein einen ihrer Kameraden auf „feige Weise," wie sie sagten, erschossen, sondern dem Feind auch als Spion gedient hatte und deshalb, wie man heute erfahren, von Falcon zum Tod verurtheilt war — aber zum Tod durch Erschießen, und das empörte das Ehrgefühl dieser Herren.

Die Kugel — ein Soldatentod, war zu gut für ihn, und einer von diesen Herren hatte eine Petition aufgesetzt, wonach Falcon gebeten wurde,

oder das Officiercorps verlangte es vielmehr — daß der Verbrecher durch den Strang hingerichtet würde. Der Streit oder Unwille unter den Anwesenden rührte nun hauptsächlich daher, daß sich die ersten Generale, wie Bruzual z. B. und einige andere, nicht an der Adresse betheiligen, d. h. sie nicht unterschreiben wollten, und doch hatte man oben den Raum für ihre Namen offen gelassen. — Eine große Anzahl der Herren war auch der Ansicht, daß man eine Deputation geradeswegs zu Bruzual schicken solle, um ihn „im Namen des ganzen Heeres" zu veranlassen, ihrem Beispiel zu folgen. Andere aber und besonders solche, die ebenfalls einen Generalsrang bekleideten, fühlten sich dadurch in ihrer Würde gekränkt.

„Caracho!" rief der Eine, „ich sehe überhaupt gar nicht ein, weshalb wir die Namen der Burschen da oben brauchen. Sind wir nicht eben so gut wie sie? und wird Falcon weniger Gewicht auf unsere Unterschriften legen, weil die paar nicht darunter stehen? Wer fehlt noch? da oben ist noch Platz für ein halbes Dutzend."

„Ich weiß doch nicht," sagte ein Obrist, Vollblut-Indianer, sich die Mütze dabei hinten auf den Kopf rückend, indem er sich, die Lehne

nach vorn, quer über einen Stuhl setzte. — „Wenn wir nur wenigstens Bruzual dabei hätten — Falcon giebt viel auf ihn und — er gehört auch eigentlich oben hin. — Hallo! wen haben wir da? — Caracho!" lachte er laut auf, als eine abenteuerliche Gestalt in der Thür sichtbar wurde — „wo hat der Kerl die Epauletten her?"

Alles drehte sich nach der bezeichneten Stelle um, oder suchte einen Blick darauf zu gewinnen. Es wurde schon Dämmerung im Zimmer, obgleich die Sonne kaum untergegangen war. — In der Thür aber stand niemand Anders, als unser alter Freund Samuel Brown von Laguayra, der zum Theil sein vom Kriegsminister erhaltenes Geld, zum Theil einen neu eröffneten Credit dazu verwandt hatte, eine abgelegte Uniform und ein paar alte Epauletten zu kaufen. Aber er war nicht im Stande gewesen, diese Verbesserung auch auf den unteren Theil seiner Kleidung auszudehnen. Und selbst die Uniform paßte ihm nicht, sondern zwängte seine beiden Arme dermaßen auseinander, daß an Zuknöpfen natürlich kein Gedanke war. Solche Schultern gab es wahrscheinlich gar nicht weiter im ganzen Land, und mit dem schmutzigen Hemd darunter und der vollkommen verwahrlosten Gestalt, die

jedoch ein breites unächtes Goldband um die Soldatenmütze trug, bot der Bursche in der That einen mehr traurigen als komischen Anblick. Etwas angetrunken schien er außerdem, er hätte auch sonst wohl kaum diesen Raum so ohne Weiteres betreten.

Nicht ganz fest, aber doch vollkommen zuversichtlich schritt er jetzt bis ziemlich zu der nächsten Gruppe seiner „Kameraden“ vor, blieb hier stehen, grüßte mit einer unbeschreiblichen Nonchalance militairisch und sagte:

„Caballeros, ich habe das Vergnügen, Ihnen einen angenehmen Abend zu wünschen.“

Die Officiere hatten ihn zuerst mit dem größten Erstaunen eintreten sehen und schienen im Anfang noch unentschlossen, ob sie ihn nicht gleich hinausbeordern sollten. Die Neugierde siegte aber doch, was der wunderlich aufgeputzte Neger von ihnen wolle, und die größte Stille herrschte, während er heranschritt. Jetzt aber brach der Sturm los, und ein lautes, schallendes Gelächter von allen Seiten begrüßte den verblüfft um sich sehenden General, das sich nur noch verstärkte, als Alle bemerkten, wie beleidigt er sich fühle.

„Caballeros,“ rief jetzt Samuel erstaunt, indem er sich hoch und drohend emporrichtete, an

4*

einer freien Bewegung aber sehr durch die Uniform gehindert wurde — „ich muß Sie ersuchen! — Ich weiß in der That nicht, was Sie hier zu lachen finden, und verbitte mir etwas Derartiges auf das Entschiedenste."

Er bezweckte Nichts weiter, als daß sich das Gelächter noch verstärkte, und jetzt lief ihm die Galle über. Zurückgesetzt war er, so lange er sich in Caracas befand, und eigentlich, seinem Rang gegenüber, auf das Nichtswürdigste behandelt worden. Sollte er sich das jetzt von seines Gleichen gefallen lassen? Doch die Uniform schnürte ihm die Arme ein, und er machte daher ohne Weiteres Miene, sich derselben zu entledigen, als der auf dem Stuhl sitzende Obrist ihn endlich anrief:

„Hallo, mein Bursche, wer bist Du eigentlich und was willst Du hier? und wer hat Dir vor allen Dingen das Recht gegeben, Generals-Epauletten zu tragen? Nimm sie einmal gleich herunter, oder ich lasse Dich die Nacht in's Carcel stecken, wo Du Dir die Sache überlegen kannst."

Samuel Brown sah den Obristen an, und ein eigenes Lächeln stahl sich über seine breiten Züge. — Ihn auf die Wache stecken, weil er

Generals-Epauletten trug? Aber er antwortete nicht gleich, sondern hob langsam seine Riesenfaust zu der Brusttasche der Uniform empor, in die er nach einigen vergeblichen Versuchen nur zwei Finger hineinbrachte. Es dauerte auch einige Zeit, bis es ihm gelang dort ein Papier — oder vielmehr die Stücken eines solchen herauszufischen, mit denen er dann, ohne weiter ein Wort zu sagen, bedächtig zu dem Tisch ging und sie dort vorsichtig auszubreiten suchte.

Das arme Generalspatent war aber in der letzten Woche, wahrscheinlich durch zu häufiges Entfalten, in einen sehr traurigen und sogar für seine Existenz gefährlichen Zustand gerathen. Die Stellen, wo das Papier eingefaltet gewesen, hatten sich nicht allein getrennt, sondern fingen auch schon an auszufranzen. Die Schmutzflecken traten entschiedener auf, und es wurde schon schwer, die Schrift darunter zu entziffern. Samuel Brown ließ sich dadurch nicht stören; mit seiner breiten Hand glättete er das Document und legte die Stücken so, daß sie zusammen paßten, und dann erst, mit einer graziösen Bewegung darauf deutend, indem er sich selber hoch emporrichtete, sagte er:

„Caballeros! Wenn Sie gefälligst urtheilen

wollen, ob ich ein Recht habe diese Epauletten zu tragen. Bitte, treten Sie näher."

Die Officiere, denen der Bursche anfing Spaß zu machen, hatten sich schon um den Tisch gedrängt, aber es war zu dunkel geworden, als daß sich noch die Schrift erkennen ließ, und der Obrist rief nach einem Licht, bei dessen Schein sie denn allerdings sahen, daß ein richtiges Generalspatent vor ihnen lag.

„Und in welchem Kehrichthaufen hast Du das Papier gefunden, mein Bursche?" frug ihn der eine Officier, ein kleiner Gesell von gelbbrauner Farbe, dicken buschigen Augenbrauen, die nicht in einem Bogen, sondern mit einer scharfen Ecke über den Augen standen, einem kurzen, dicken, schwarzen Schnurrbart und einer etwas aufgestülpten Nase.

„Wo ich das Papier gefunden habe, Señor?" rief der Neger, indem er einen verächtlichen Blick auf den Sprecher warf; „das kann ich Ihnen genau sagen. In einem Couvert, das vom Kriegsministerium an mich adressirt war. Befriedigt Sie das?"

„Und was wünschen Sie nun hier?" frug der Obrist, der natürlich keine Silbe davon glaubte.

„Ich hatte gehört," erwiderte Samuel jetzt mit einem gleichgültigen, fast vornehmen Ton, „daß das Officiercorps sich hier versammelt habe, um eine Eingabe an den Präsidenten zu machen."

„Von wem gehört, wenn ich fragen darf?"

„Von der Schildwache draußen."

„Eine sehr passende Quelle für einen General!" rief lachend der Kleine, und Samuel schoß ihm wieder einen verächtlichen Blick zu, nahm aber weiter keine Notiz von ihm und fuhr fort:

„Und bin da nur eingetreten, um zuerst Ihre Bekanntschaft zu machen und meinen Namen, oder mein Zeichen vielmehr, ebenfalls darunter zu setzen."

Jetzt brach der Sturm von Neuem los, und der Kleine mit den spitzen Augenbrauen konnte sich vor Lachen gar nicht wieder beruhigen. Der Neger aber, mit gerade genug agua ardiente im Kopf, um seine sonstige Scheu vor den bisherigen Vorgesetzten zu vergessen, und wirklich empört über die Art und Weise seiner Behandlung, rief, sich zu seiner vollen Höhe emporrichtend und das Papier vom Tisch reißend:

„Ist das ein Betragen für Cavaliere? Lumpenvolk seid Ihr, ganz gemeines Pack, das sich

beträgt wie eine Anzahl ungezogener Jungen, und wenn ich nicht Rücksicht auf meinen Stand nähme —"

Er kam nicht weiter. Von den Soldaten, die überhaupt nicht viel von Disciplin wußten, hatte sich schon eine Anzahl in die Thür gedrängt, um zu sehen was da drinnen mit dem großen Neger vorging und weshalb die Officiere so übermäßig lachten. Sie sprangen jetzt auf einen Wink der Officiere herein und warfen sich von hinten auf den Neger, dessen Arme sie vor allen Dingen zu fassen suchten. Die Ersten schüttelte er allerdings im Nu ab und schleuderte den Einen mit solcher Gewalt gegen den Tisch, daß er rücklings gegen das Licht schlug und dieses auslöschte, aber es waren zu Viele für ihn. Der kleine Bursch mit der gelben Gesichtsfarbe und den eckigen Augenbrauen schlug ihm dabei, während die Soldaten seine Arme hielten, mit dem Korb seines Säbels dermaßen gegen die Stirn, daß er zurücktaumelte. Der Moment genügte aber vollkommen, um ihn in die Hand seiner Feinde zu geben, die sich über ihn warfen und ihm mit großer Geschicklichkeit die Hände auf den Rücken banden.

Die anderen Officiere hatten sich natürlich

bei dem ganzen Spectakel nicht betheiligt und nur einen Kreis um den Knäuel gebildet, bis Samuel, der sich wie ein Verzweifelter gewehrt, endlich völlig übermannt da lag. Dann sagte der Obrist, der gerade die Wache hatte, mit der größten Ruhe:

„Bringt ihn hinüber in's Carcel; wir wollen morgen untersuchen was es mit dem Burschen für eine Bewandtniß hat," und dann, während der Neger hinausgeschleppt wurde, nahm die Gesellschaft ihre frühere Berathung wieder auf.

Sehr schlimm war in dem Kampf das Generalspatent, oder die Stücken desselben weggekommen, die der Neger gerade wieder aufnehmen wollte, als er überfallen wurde. Es lag in Fetzen auf dem schmutzigen Boden; Niemand achtete natürlich darauf, und kaum eine Viertelstunde später wäre man auch schon nicht mehr im Stande gewesen, nur noch einen der Schriftzüge darauf zu erkennen und zu entziffern.

Samuel Brown war General gewesen.

3.
Verschiedene Interessen.

José blieb, als ihn sein Vater verlassen hatte, wie eingewurzelt auf der Straße stehen — so lange in der That, bis er selber merkte, daß er bei dort Vorübergehenden Aufmerksamkeit erregte. Er wandte sich deshalb um und schritt unwillkürlich weiter, aber eine Fluth von Gedanken zermarterte ihm das Hirn.

Wenn sein Vater Recht hatte? — und wie Manches, das er jetzt im Geist verglich, schien dafür zu sprechen. — Falcon's Koch war verhaftet worden, jetzt erinnerte er sich, daß er selbst der Señora aus Scherz den Koch genannt hatte, weil ihm eine Art Mißtrauen in die Seele schlich. — Er aber wußte gar Nichts von dem Koch, und dieser wahrscheinlich von der

ganzen Verschwörung eben so wenig. Jetzt war gerade dieser Koch eingesperrt worden. — Und dann Colina's Zug; hatte er denn die Bewegung in Calabozo ebenfalls an jenem Morgen gegen die Señora erwähnt? — Es war ihm fast so, und wie sonderbar, daß nachher so rasch dagegen gehandelt wurde. Entweder herrschte da ein wunderbarer Zufall, oder — die Señora übte in der That einen außergewöhnlichen Einfluß auf den Präsidenten aus, und wenn so — was war die Ursache davon? Isabel? Er fühlte, wie es ihm einen jähen Stich durch's Herz gab, aber noch hatte er des Lebens Schule nicht durchgekostet, er konnte sich nicht Etwas denken, gegen das sich sein Herz, sein ganzes Sein empörte. Es war unmöglich, unfaßlich, und er wollte es nicht glauben. Aber trotzdem wühlte es in ihm weiter und weiter und ließ ihm keine Ruhe; das Vertrauen hatte er jedenfalls verloren.

Zu ihr zu gehen und sie um eine Schutzstätte für den Flüchtling zu bitten? Er durfte es nicht wagen, er mußte erst Gewißheit haben, daß sein Verdacht ein unbegründeter gewesen war, und wie er es ihr denn abbitten wollte, was er, wenn auch nur auf einen Augenblick

im Herzen gesündigt hatte. Aber dann wieder das Generalspatent, das die alte Señora bekommen hatte und was ihre Freunde so ausgelegt hatten, daß Falcon sie seiner Partei geneigt zu machen suche. Wenn es nicht eine Lockspeise — wenn es eine Belohnung gewesen wäre? Der Kopf schmerzte ihn vom vielen Denken, und bald durch diese, bald durch jene Straße wandte er sich noch immer unentschlossen, was er thun solle — jetzt nach Hause zurückkehren, oder vor allen Dingen Aufschluß von Isabel selber verlangen.

Aber auch Castilia's Schicksal drängte auf ihn ein, denn nach dem, was er vorhin von Costar gehört, war es keinem Zweifel mehr unterworfen daß die Entscheidung nahe rückte, ja daß vielleicht schon der morgende Tag, wenn abgewartet, verderblich für ihn werden konnte. Was geschehen sollte, mußte heute geschehen, und mit diesem Bewußtsein kam auch wieder frisches Leben über ihn. Er mußte handeln und behielt keine Zeit mehr zum Träumen.

Vor allen Dingen mußte er den kleinen, jetzt endlich fertig gewordenen Provisionskasten füllen, und dem Gefangenen das Zeichen für heute Nacht gleich mit einlegen. Nur Eins war

zu bedenken, und er wußte nicht, auf welche Weise er das abwenden konnte: durch wen sollte er nämlich die Kiste an den Schließer gelangen lassen, so daß er auch bestimmt wußte, sie wäre in die Hände des Gefangenen gelangt? Das Sicherste wäre allerdings gewesen sie selber hinzubringen, dann aber fiel auch auf ihn, nach der Flucht des Verurtheilten, gleich der erste Verdacht, und er wäre gezwungen gewesen mit zu entfliehen — während er doch gerade jetzt Caracas nicht als Verbannter verlassen wollte. Und welchen Unannehmlichkeiten, ja sogar Gefahren hätte er seinen Vater ausgesetzt!—

Wenn er nun den Schließer bestach? — doch er setzte bei einem solchen Versuch auch Alles auf eine Karte, denn weigerte sich der Mann — doch immer ein möglicher Fall — so war auch der ganze Fluchtversuch vereitelt und Castilia rettungslos verloren. —

So — mit sich selber nicht im Klaren, wanderte er eine Zeit lang die Straßen Caracas auf und ab, bis ihn endlich ein neuer Gedanke durchblitzte. Castilia's Schicksal mußte jetzt allem Andern vorgehen — und vielleicht war es möglich, daß ihm seine Schwester Beatriz, wenn er sie in das Geheimniß zog, einen Rath

geben konnte. — Frauen wissen sich oft in die schwierigsten Verhältnisse leichter als Männer zu finden, denen nachher die Ausführung überlassen bleiben muß. Beatriz, das wußte er, war von tiefem Mitleiden gegen das arme unglückliche Mädchen erfüllt und äußerte sicherlich keine Bedenken, wie er sie bestimmt von dem viel ängstlicheren Vater erwarten mußte.

Auf dem Absatz drehte er sich herum und schritt jetzt rasch dem Hause zu. Er traf die ganze Familie im Speisesaal versammelt — selbst Ana fehlte nicht, wenn auch ihr Antlitz bleich und von Thränen genäßt war; aber sie hatte Kunde von daheim erhalten — ein Bote von dort hatte den Weg hierher gefunden, und ehe José nur erfragen konnte was vorgefallen sei, wurde ihm ein Fremder, den er im Kreis der Seinen traf, als Hauptmann Teja — hier jedoch einfach als Señor Bravo, ein sehr gewöhnlicher spanischer Name, vorgestellt.

„Sie stehen unter den Blauen?" rief José rasch.

„Allerdings, Señor — ich möchte das aber in Caracas nicht gern bekannt werden lassen."

„Gewiß nicht — und wie steht es an der Lagune?"

„Gut — die ewige Unschlüssigkeit abgerechnet, die im Lager herrscht. Es fehlt uns ein gemeinsamer und energischer Führer, der die Bewegung leitet — so wird im Leben Nichts aus der Sache, denn die verschiedenen Generale haben auch Alle verschiedene Meinungen — aber — was mir mehr als alles Andere am Herzen liegt, ist des jungen Castilia Schicksal. Wie steht es mit dem?"

„Etwas Bestimmtes habe ich darüber noch nicht gehört," erwiderte der alte Gonzales, der indessen hinzugetreten war — „ich glaube nicht, daß schon Etwas über ihn beschlossen ist."

„Vielleicht komme ich noch zur rechten Zeit," rief Teja, begegnete aber zugleich José's Auge, das ihm mit einem Blick auf Ana zuzuwinken schien. — Er zögerte, aber um das junge Mädchen nicht zu beunruhigen, fuhr er nach kurzer Pause fort: „Ich habe mehre einflußreiche Verwandte hier in der Stadt, von denen ich keinen Verrath zu fürchten brauche, denn im Herzen gehören sie zum großen Theil unserer Sache an. Ich werde noch heute Abend sehen daß ich sie treffe, denn Zeit dürfen wir nicht mehr versäumen."

Ana schüttelte wehmüthig den Kopf. — „Ich fürchte, es ist Alles vergebens," flüsterte sie leise.

„Gerade unter denen, in deren Händen jetzt die Macht liegt, hat mein Vater keinen einzigen Freund — ja, nur bittere Feinde und Gegner, weil sie wissen, welchen Einfluß er in unserem Theil des Landes ausübt und wie er ihn benutzt. Mein armer Bruder — wenn nicht jetzt schon seinen Wunden erlegen — ist verloren."

„Aber, bestes Fräulein," tröstete sie José, — „ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß seine Wunden nur leicht und unbedeutend sind. Fassen Sie guten Muth — noch ist er nicht verloren. Hauptmann Teja hat Recht. Einflußreiche Freunde können viel nützen, wenn sie nur einen Aufschub des Gerichtsverfahrens bewirken, und das wird ihnen nicht schwer werden. Lassen Sie mich mit Hauptmann Teja die Sache überlegen — ich habe selber einen Plan — vielleicht vereinigen wir uns, um gemeinsam —"

„Je weniger Du Dich in die Sache mischest, José," warf der Vater ein, „desto besser ist es. — Du hast nach Deinem letzten Abenteuer, so wenig sie Dir auch damals anhaben konnten, keinen besonders guten Ruf bei der Regierung, und ein Fürwort von Dir —"

„Ich denke nicht daran, lieber Vater," antwortete José, „Castilia's Sache noch durch mein

Fürwort zu verschlimmern. — Etwas Anderes geht mir durch den Kopf, und der Capitain ist vielleicht der Mann, es auszuführen.“

„Und was ist es?“ —

„Bis nachher — zuerst will ich seinen Rath in der Sache hören, da er gerade die Hauptperson dabei sein muß, dann sollst Du uns Deine Meinung darüber sagen.“

Ana's Blicke hingen, während er sprach, an seinen Lippen; war es doch Hoffnung die sie daraus schöpfen wollte, und jetzt klammerte sie sich selber an die letzte an. Teja aber nahm ohne Weiteres seinen Arm, und die beiden jungen Leute schritten zusammen quer über den Hof, um dort ungestört Rücksprache zu nehmen.

„Sie wollten mir etwas im Geheimen sagen, Señor,“ flüsterte Teja seinem Begleiter zu, wie er sich nur aus Hörweite glaubte — „es steht schlecht mit Castilia, wie?“

„Sind Sie bereit, ein selbst gefährliches Unternehmen zu unterstützen, um einen Versuch zu seiner Rettung zu wagen?“

„Verfügen Sie über mein Leben,“ rief Teja rasch, „ich habe versprochen, die Thränen einer unglücklichen Schwester zu trocknen, und beim ewigen Gott, ich kenne dabei keine Gefahr. Ist er verurtheilt?“

„Ja, und morgen früh schon vielleicht eine Leiche — was wir thun wollen, muß gleich geschehen. Hülfe von anderer Seite ist aber nicht mehr zu hoffen; denn wenn ihm auch Andere helfen wollten, was aber, wie ich fürchte, nicht der Fall ist — es wäre zu spät. Er muß entfliehen."

„Und ist das möglich?"

„Ich glaube ja. Er braucht Nichts als ein Instrument, um die etwa fußdicke Backsteinmauer zu durchbrechen, und kann dann die Straße gewinnen."

„Ungesehen?"

„Es stehen Posten dort, aber die müssen wir unschädlich zu machen suchen, durch Geld oder — Gewalt."

„Und dann?"

„Werde ich Pferde bereit halten, die ihn und Sie aus der Stadt bringen, und einmal erst draußen, brauchen Sie sich nur fern von der Straße zu halten und finden auf jeder Hacienda gastliche Aufnahme und Unterstützung Ihrer Flucht."

„Aber hat er ein Werkzeug, um sich frei zu arbeiten?"

„Nein, das muß er heute Abend erst be=

kommen, und darin liegt noch die Hauptschwierigkeit, denn wenn ich auch einen Kasten bereit habe, in dem es ihm zugesteckt werden kann, so kennt mich doch der Schließer, und nach seiner Flucht fällt dann der Verdacht natürlich augenblicklich auf meines Vaters Haus."

„Wo sitzt der Unglückliche?"

„Im Carcel — wissen Sie, wo das ist?"

„Ich kenne jeden Fußbreit in Caracas; ist Ihr Kistchen bereit und was wollen Sie ihm darin schicken?"

„Lebensmittel. Ich habe dem Schließer schon Geld gegeben und er gestattet es ihm jedenfalls."

„Caramba, und wo haben Sie sonst eine Schwierigkeit? ich trage es selber zu ihm. Werden die Sachen nicht untersucht?"

„Gewiß, aber es hat einen doppelten Einlaß im Boden und alles Uebrige ist schon mit ihm verabredet, durch Zufall brachte ich selber eine Nacht bei ihm zu."

„Und Ihre Eltern sollen Nichts von dem ganzen Plan erfahren?"

„Nein, sie würden sich nur unnöthiger Weise ängstigen und können uns nicht das Geringste dabei nützen."

„Gut; er hat doch eine Zelle für sich?“

„Er liegt ganz allein, sonst wäre es ja auch nicht möglich.“

„Vortrefflich, so überlassen Sie das Uebrige nur mir. Mit dem Schließer will ich schon fertig werden und bekomme dadurch auch außerdem Terrainkenntniß. Aber von wem sag' ich, daß die Speisen kommen?“

José überlegte einen Moment und ein bitteres Lächeln glitt über seine Züge.

„Sagen Sie von der Generala Señora Corona — da es die letzte Nacht sei, die der unglückliche Mensch zu leben habe.“

„Von der Generala? Wer ist das?“

„Kommen Sie jetzt mit auf mein Zimmer, ich erkläre Ihnen dort Alles und gebe Ihnen auch die nöthigen Instructionen.“

Gerade als die Soldaten den sich noch aus allen Kräften sträubenden, aber jetzt vollkommen machtlosen Neger aus der Officiersstube schleppten, um ihn nach dem Carcel hinüber zu schaffen — und auf der Straße herrschte eben noch Dämmerlicht — blieben natürlich alle Vorübergehenden stehen oder eilten von der andern

Seite der Plaza hinzu, um zu sehen was da vorgehe. Wer ist nicht gern Zeuge eines Skandals oder einer Prügelei, besonders müssiges Volk, das doch für den Augenblick Nichts weiter zu thun hat.

Unter der Menge stand auch ein älterer Indianer, aber doch weit genug ab, um nicht mit den Soldaten in Berührung zu kommen, denn das war, wie er aus eigener Erfahrung gut genug wußte, rohes und rücksichtsloses Volk. Er richtete aber trotzdem seine ganze Aufmerksamkeit auf den Lärm da vorne, als er eine Hand auf seiner Schulter fühlte und eine Stimme sagte:

„Hallo, Onkel Tadeo, sieht man Euch auch einmal in Caracas? Das ist ja ein seltener Besuch.“

„Felipe“ — erwiderte der Mann, sich nach ihm umdrehend, „ich dachte, Du wärest lange wieder im inneren Lande.“

„War es auch, wechsele aber immer so herüber und hinüber — bald hier bald da.“

„Und sie lassen Dich überall durch?“

„Bah, mit mir können sie Nichts anfangen, und da ich die Burschen fast alle kenne, ob sie nun bei den Blauen oder Gelben stehen, so machen sie mir nirgends Schwierigkeiten. Aber

wohin wollt Ihr denn? wieder hinaus nach Chacao?“

„Nein, ich bin eben erst hereingekommen,“ sagte der Indianer, „und muß Jemanden aufsuchen. Was mag denn das da drüben für ein Spectakel sein?“

„Quien sabe — ein Betrunkener wahrscheinlich, den sie fortschleppen. Mit den Soldaten ist jetzt ein ewiger Skandal. Wen wollt Ihr denn aufsuchen?“

„Könnt Ihr mir vielleicht sagen, Felipe, wo ich von hier aus am nächsten zum Hause der Señora Corona komme? Ich kenne das Haus, weiß mich aber von hier ab nicht zurecht zu finden.“

„Gewiß — was wollt Ihr denn bei der? Kennt Ihr sie?“

„Von früherer Zeit her,“ sagte Tadeo ausweichend, „ist es weit von hier?“

„Gar nicht — kommt, ich bringe Euch hin. Hm — sonderbar! hätte da auch eigentlich gleich Etwas zu besorgen, will aber doch noch lieber ein wenig warten. Wie geht's denn dem Perdido; lebt er noch?“

Tadeo seufzte recht aus tiefster Brust. „Ja, es geht ihm nicht gut. Er wird so unruhig seit

der letzten Zeit, daß ich ihn kaum noch allein bändigen kann. Ich wollte Du wohntest noch in Chacao, Felipe, da hätte ich doch einige Hülfe, aber so bin ich fast so gut wie allein und habe eine recht schwere Zeit durchzumachen."

„Und Soldaten liegen auch bei Euch, wie?"

„Jetzt nicht so viel — die meisten sind vor acht Tagen abmarschirt, aber sie können jeden Augenblick wieder zurückkommen. Bleibt sich jetzt auch gleich — ruinirt haben sie mich doch."

„Hübsche Bande das, Caracho!" brummte Felipe, indem er den Kopf zurück nach den Soldaten drehte — „aber es kommen auch wieder bessere Zeiten. Die Blauen wachsen von Tag zu Tag," setzte er leise flüsternd hinzu — „und ehe Ihr's Euch einmal verseht, habt Ihr sie Alle hier auf dem Halse. Es kann nicht mehr lange dauern."

Tadeo schüttelte mit dem Kopf — er glaubte an keine besseren Zeiten, und schweigend schritt er neben dem Boten die Straße entlang, bis dieser ihm das Haus der Señora zeigen konnte. Dann kehrte Felipe, nachdem er seinem Onkel noch vorher eine Pulperia bezeichnet hatte, in welcher sie sich später treffen konnten, wieder um und hatte eben auf's Neue die Plaza erreicht,

als ein Herr mit einem Peon hinter sich an ihm vorüberschritt. Er achtete aber nicht darauf und sah nur, daß der Peon ein Kistchen unter dem Arm hielt, als dieser ihm im Vorbeigehen zunickte: „Guten Abend, Felipe!" — es war der Bursche aus Gonzales' Haus.

Er selber sowohl wie der Señor drehten sich rasch nach den Worten um.

„Felipe!" rief Teja, denn dieser war es, in unbegrenztem Erstaunen aus — „wie kommst Du schon wieder nach Caracas? hast Du Aufträge an mich von der Lagune?"

„An Sie gerade nicht, Señor," antwortete Felipe zögernd, indem er den Blick umherwarf, ob niemand Fremdes in Hörweite sei — „sollte mich aber nicht wundern, wenn es dieselbe Sache beträfe, wegen der Sie hier sind."

„Und von wem? von dem alten Herrn?"

„Hm — nein — von Oberst Bermuda."

„Und an wen?"

„An eine Dame hier in der Stadt, eine Señora Corona."

„Corona? Sonderbar! Alsdann ist die Sache doch jedenfalls sehr harmlos."

„Quien sabe. Sie kennen die Dame nicht?"

„Du vermuthest etwas Anderes?" rief Teja

rasch und mißtrauisch — „ich glaube selber, daß mir Oberst Bermuda nicht freundlich gesinnt ist, aber er kann doch in dieser Sache meinen Weg nicht kreuzen wollen, da er so befreundet mit der Familie des Unglücklichen scheint.“

„Wohin wollt Ihr jetzt gehen, Señor, und bleibt Ihr lange?“

„Ich hoffe in einer Viertelstunde zurück zu sein. Willst Du mich in Gonzales' Haus erwarten?“

„Gut.“ Und ohne ein Wort weiter zu sagen, wandte sich Felipe um und verfolgte seinen Weg, während Teja auf das Carcel zuschritt, vor dem jetzt aber eine Masse von Soldaten lachend und plaudernd standen und das komische Intermezzo mit dem „angeblichen“ General — dem dicken Neger besprachen.

Teja zögerte einen Augenblick — aber es half Nichts, er mußte hindurch, und brauchte gerade nicht zu fürchten, hier von einem der Leute erkannt zu werden. Ueberläufer von den Regierungstruppen zu der Revolutionspartei gab es genug, denn die Leute desertirten in der That, wo sich ihnen nur eine günstige Gelegenheit dazu bot; sehr selten kam es dagegen vor, daß Blaue zu den Gelben übergingen, wenigstens



unter den gemeinen Soldaten, und dem von Gonzales' Haus mitgeführten Burschen die Kiste abnehmend, damit dieser nicht etwa von Einem oder dem Andern erkannt würde, umging er die Stelle, wo eine Gruppe von Officieren stand, und trat mitten zwischen die Soldaten.

„Wohin?" frug die Schildwache, als er an dieser vorüber wollte.

„Einem der Gefangenen Lebensmittel bringen," gab er zur Antwort, und da das im Tag wohl zwanzigmal geschah, so ließ ihn der Soldat ohne Weiteres passiren. Der Schließer drinnen hatte das Uebrige zu verfügen.

Im Hof standen noch eine Anzahl von Soldaten vor einer der Zellen und einige sogar vor einer Thür, in deren eingeschnittenes Loch sie einen Blick zu werfen suchten. Aber es war zu dunkel darin und es ließ sich Nichts erkennen. Sie gaben es endlich auf und schlenderten, während Teja den Schließer suchte, wieder nach vorn. Diesen fand er endlich, aber nicht in besonderer Stimmung.

„Caracho!" fluchte der Schließer — „jetzt hat's aber ein Ende mit dem Einstecken, oder ich lasse bei Gott einmal über Nacht ein paar Dutzend laufen, um nur wieder Luft zu bekom-

men. Und die Scheererei hört dabei nicht auf. — Was wollen Sie nun wieder?"

„Einem der Gefangenen Essen bringen, Señor."

„Dann kommen Sie morgen früh wieder — jetzt will ich selber zum Essen gehen," knurrte der Schließer — „verdammt will ich sein, wenn mir die Lauferei nicht zu arg wird."

Teja wußte genau wie er ihn besänftigen konnte. Unter dem linken Arm hielt er das Kästchen und mit der Rechten drückte er ihm zwei Silber-Dollar in die Hand, die der Mann erstaunt betrachtete.

„Na?" sagte er, „für wen ist denn das?"

„Das Geld für Sie," flüsterte ihm Teja zu. „Das Essen für einen armen Teufel, dem es die Generala Corona schickt, weil es wahrscheinlich seine letzte Mahlzeit sein wird — haben Sie Mitleiden."

„Wie heißt er denn?"

„Es ist No. 37."

„Ach der? Weiß schon — wird wohl mit ihm zu Ende gehen."

„Kann ich ihn nicht einen Augenblick sprechen?"

Der Schließer schüttelte auf das Entschiedenste mit dem Kopf. „Wird Nichts daraus," brummte er, „wenn's auch ein Hundedienst ist, aber ich

möcht' ihn doch nicht gern verlieren, ehe ich was Besseres habe, und nachher steckten Sie mich sogleich unter die Soldatenbande. Aber seien Sie morgen ganz früh hier — vor Sonnenaufgang — und dann — wenn er herausgeführt wird, können Sie schon von einem der Generale die Erlaubniß bekommen, ihn noch einmal zu sprechen. Wenn General Bruzual mitkommt, der gestattet's Ihnen gewiß."

„Und wollen wir ihm das Kistchen hineinstellen?"

„Erst müssen wir sehen was drin ist. Hm — ließ sich nicht gut anders machen, haben ihm eben noch einen andern Gefangenen mit hineinstecken müssen, den die Soldaten angeschleppt brachten. That's nicht gern, aber es ließ sich auch nicht ändern, und ist ja außerdem nur für kurze Zeit.

Der Schließer hatte, während er sprach, Teja das Kistchen abgenommen und neben No. 37 auf die Erde gesetzt. Die Dämmerung war aber schon so weit eingebrochen, daß er die Sachen nur noch undeutlich erkennen konnte. Er verließ sich aber zum großen Theil auf sein Gefühl, drückte die Eßwaaren zwischen den schmutzigen Fingern herum, schüttelte die zwei beiliegenden

Flaschen, brach die Brote auseinander, und als er das Kistchen bis auf den Boden durchwühlt hatte, nahm er die Schlüssel vom Gürtel und schloß auf.

„Da, Señor," sagte er, indem er die Thür öffnete, „bringt Ihnen noch Jemand was zu essen, lassen Sie sich's heute Abend schmecken. Wie?" —

Der Gefangene sprach Etwas drinnen, aber so viel sich Teja auch Mühe gab, einen Blick auf ihn zu gewinnen, der Schließer verhinderte es, und er hörte nur noch wie dieser sagte:

„Sehen wollen Sie, was darin ist? — wird sich wohl im Dunkeln nicht machen, und Licht darf ich Ihnen nicht geben. Langen Sie nur mitten hinein. Es sind lauter gute Sachen und Alles sehr hübsch mit rothen Bändchen zugebunden. Hat eine Dame zurechtgemacht. — Die Señora — wie hieß sie? Corona? Na, meinetwegen, kann aber Nichts helfen, sterben müssen wir doch Alle einmal. Was macht denn Ihr Compañero? Liegt ganz still? Das ist auch das Gescheidteste, was er thun kann; losbinden darf ich ihn aber doch nicht. Strenge Ordre, daß er bis morgen früh so bleiben soll. Na, gute Nacht. Heute Abend werde ich doch kein Essen mehr zu

bringen brauchen. Der kriegt Nichts, und Sie werden wohl genug haben bis morgen früh."

Damit schlug er die Thür wieder zu, schloß ab, schob die beiden Riegel vor und schlenderte dann, ohne sich weiter um den Fremden zu bekümmern, über den Hof.

Teja selber hielt sich ebenfalls nicht länger auf, denn es fing an ihm unheimlich zu werden. Wie rasch wäre er selber in eine dieser dumpfen Höhlen geworfen worden, wenn die Leute, die ihn hier umgaben, geahnt hätten wer er sei. Aber Niemand hatte auf ihn Verdacht. Es gingen da so viele Fremde täglich aus und ein, um nach ihren gefangenen Verwandten oder Freunden zu sehen, daß man die Einzelnen kaum beachtete. Anfangs freilich hatten diese Besucher Erlaubnißkarten haben müssen, aber das war, als sich die Gefangenen mehrten, dem wachthabenden Officier zu beschwerlich geworden. An den Schließer mußten sie sich jedoch wenden, und der hatte weiter Nichts zu thun, als zuzusehen daß den Eingesperrten nichts Verbotenes zugesteckt wurde und Niemand mit einem Gefangenen sprach, der nicht von einem Officier begleitet wurde, oder eine schriftliche Erlaubniß dazu vorzeigen konnte.

Teja hatte vorläufig Alles gethan, was zu thun war, aber er fühlte sich doch beunruhigt, denn José glaubte, daß Castilia allein gefangen gehalten werde, während jetzt, wie er eben erfahren, ein Fremder die Zelle mit ihm theilte. Wer war das? Er getraute sich nicht zu fragen, um keinen möglichen Verdacht zu erregen, und hing nicht dennoch vielleicht der ganze Erfolg an dem Dazwischentreten eines Fremden? Was aber vermochten sie dagegen zu thun? — War es zum Guten oder Bösen, die Entscheidung lag jetzt in den Händen einer höheren Macht. Die Würfel rollten, und wie sie fielen, er konnte nicht in das Rad des Schicksals greifen.

Vor Gonzales' Haus traf er Felipe, der ihn dort erwartet hatte, aber er nahm ihn mit hinein, weil er alles Zusammensprechen auf der Straße so viel als möglich vermeiden wollte. Er fand auch schon José seiner harrend, dem er leise und mit kurzen Worten Mittheilung machte. Dann aber wandte er sich zu Felipe, der ruhig dabei gestanden und gethan hatte, als ob ihn die ganze Sache Nichts anging, und sagte:

„Und nun, mein Bursch, berichte mir, welchen Verdacht Du hast, denn etwas Derartiges liegt Dir auf der Seele, sprich."

„Ich traue dem Bermuda nicht,“ antwortete Felipe finster. „Erstlich ist er ein schlechter Mensch, denn er hat im vorigen Jahre einmal meinen Bruder peitschen lassen, daß er vier Wochen lang daheim auf einer Kuhhaut liegen mußte und vor Schmerzen winselte, und dann — weiß ich, daß er geizig ist, und doch hat er mir fünf Pesos fuertes gegeben, damit ich seinen Auftrag pünktlich besorgte.“

„Und was war das?“

„Eben der Brief an jene Señora.“

„Du hast ihn noch nicht abgegeben?“

„Nein, ich weiß, daß Ihr dem armen jungen Castilia helfen wollt, und ich vermuthe fast, der Bermuda hat andere Absichten.“

„Aber wie wäre das möglich!“

„Wenn die Arbeiter Abends auf den Haciendeu zusammensitzen,“ sagte Felipe, „so wird manchmal gesungen, manchmal aber auch geplaudert, und die Leute, wenn sie sich auch anscheinend um die Herrschaft gar nicht kümmern, sehen doch oft genug mehr, als Manche sich denken. Der Bermuda ist hinter der Señorita her und will sie heirathen.“

„Fräulein Rosa!“ rief Teja und fühlte, wie ihm das Blut zum Herzen zurückschoß.

„Warum nicht! Das ist gewiß, und sie ist ihm auch gut, das kann man aus Allem leicht herauslesen. Der Vater hat aber schmähliches Geld und Bermuda Nichts; daß er sich also, noch dazu bei einem so saubern Mädchen, alle Mühe giebt, läßt sich denken.“

„Desto unwahrscheinlicher ist es aber, daß er nicht Alles thun sollte um ihren Bruder zu retten,“ warf Teja ein.

„Quien sabe!“ sagte Felipe, die Achseln zuckend, „daß er Euch nicht gern hat, weiß ich.“

„Und woher?“

„Daraus, wie er Euch angesehen, als Ihr Euch erbotet hierher zu gehen.“

„Und wie leicht läßt sich das erklären,“ erwiderte Teja, — „wie natürlich! Wollte er doch die Ehre selber haben, dem Gefangenen zu nützen.“

„Möglich,“ meinte Felipe, „aber warum hat er mir dann erst gesagt, daß er mich wieder nach Caracas schicken wollte, als ich auf dem Weg nach Maracay war, wo er hinter mir drein geritten kam, mir augenblicklich ein Maulthier miethete und mich Hals über Kopf fortjagte, so daß ich den ganzen Weg bis Los Teques im Trab reiten mußte.“

„Und wo hast Du Dein Maulthier gelassen?“

„Das haben mir natürlich die Gelben in Los Teques weggenommen; aber die Diligence überholte mich kurz vor dem Ort und ich konnte bei dem Kutscher mit aufsitzen, sonst wär' ich erst morgen früh hierher gekommen."

José hatte schweigend dabei gestanden und zugehört.

„Wo hast Du den Brief, Felipe?" frug er jetzt.

„Unten in's Hosenbein genäht. Man ist nie sicher, daß sie Einem die Taschen umdrehen, und wenn's auch nur einer Cigarre wegen wäre."

„Dann gieb ihn ruhig an seine Adresse ab," rieth Teja ihm; „hoffentlich kommt er aber zu spät, um dem jungen Castilia Hülfe zu bringen, denn wir werden schneller sein. Im Fall jedoch, daß unser Plan mißglücken sollte, kann Bermuda versuchen, was er auszurichten vermag."

„Ich soll den Brief abgeben?"

„Gewiß — ich werde wahrhaftig keinen Schritt thun, der Castilia auch nur um die Möglichkeit einer Hoffnung ärmer machte."

„Zeig' einmal den Brief, Felipe," rief José.

„Wir können ihn doch nicht öffnen," meinte Teja.

„Wir können ihn aber einmal ansehen —

komm, mein Bursch — herausnehmen mußt Du ihn doch und hier in Caracas visitirt Dich Niemand mehr."

Felipe stellte sein linkes Bein auf den nächsten Stuhl. Den unteren Theil der Hose zuerst aufkrempelnd, trennte er äußerst geschickt mit der rechten Hand und mit Hülfe eines kleinen Messers, das er im Gürtel trug, die langen Fäden auf und holte endlich den solcher Art allerdings vortrefflich versteckten Brief hervor.

José nahm das Papier, hatte aber kaum die Adresse gelesen, als er erstaunt ausrief: „An Señora Corona — von einem Officier der Reconquistadoren? Die Dame ist jedenfalls vielseitig, und ich fürchte fast, unser wackerer Felipe hat da nicht weit fehlgegriffen."

„Señora Corona?" sagte Teja, ist denn das nicht dieselbe Dame, in deren Namen ich die Lebensmittel an Castilia gebracht habe? Was für eine Bewandtniß hat es mit ihr?"

„Die nämliche ist es allerdings, aber das erzähle ich Ihnen einmal später, und wenn Sie jetzt meinem Rath folgen, Teja, so öffnen Sie ohne Weiteres den Brief. Ist er wirklich harmlos, so mag Felipe der Dame nur sagen, ein Vorposten hätte ihn gefunden und aufgerissen,

aber nicht lesen können. Das klingt wahrscheinlich genug."

„Und was bezwecken wir damit?"

„Wir gehen sicher, und das ist immer ein Vortheil. Nach dem, was Felipe hier gesagt, und ich kenne ihn als einen ehrlichen, braven Burschen, scheint mir selber die Sache verdächtig. Wer ist dieser Bermuda?"

„Obrist im Generalstab von Rojas."

„Hm — allerdings eine ehrenwerthe Stellung, aber der Henker traue allen diesen Herren, die ganz gut sind, bis einmal ihr eigenes Interesse mit in's Spiel kommt. — Bah, ich übernehme die Verantwortung" — und ohne weiter ein Wort zu sagen, löste José die Oblate, öffnete und überflog das nur wenige Zeilen enthaltende Schreiben — aber er las es ein-, zwei- und dreimal durch, ehe er es wieder aus den Händen und an Teja mit den Worten gab:

„Bitte, lesen Sie, Capitain, wie wohlwollend Ihr Freund und Kamerad um Sie besorgt ist."

Der Brief enthielt nur wenige Worte und zwar ohne Unterschrift oder weitere Anrede. Teja las mit halblauter Stimme:

„In Gonzales' Haus ist — wenn Sie diese Zeilen erhalten, ein Spion spanischer Abkunft

eingetroffen. Er will den gefangenen Castilia befreien." — Teja sah starr vor Staunen erst José, dann Felipe an. Der Letztere sagte lachend:

„Ungefähr so, wie ich's mir gedacht habe — nur noch ein bischen hübscher. Ich kenne den Bermuda, und so wird er's mit den Blauen auch machen."

„Und diesen Brief wollten Sie abgeben lassen!" rief José.

„Aber war auch etwas Aehnliches nur denkbar?"

„Und warum nicht? Felipe hat es sich doch gedacht, oder er würde seinen Auftrag einfach ausgerichtet haben."

„Ich weiß wirklich nicht wie ich Dir danken soll, mein Bursch, denn ich glaube, Du hast großes Unheil von mir abgewandt," sagte Teja zu Felipe.

„Und von diesem Hause gleichfalls," fügte José hinzu. „Glauben Sie, Teja, daß sich die Herren mit Ihrer einfachen Verhaftung begnügt hätten? wahrlich nicht! Aber ich werde es Dir gedenken, Felipe, und den Botenlohn sollst Du wenigstens zehnfach von mir bekommen. Den Brief verbrennen wir am Besten, damit er nicht vielleicht doch noch in unrechte Hände kommt. —

Für mich selber war dabei die Notiz von mehr Interesse, als Sie glauben."

„Halt!" rief aber Teja aus und nahm José den Brief wieder aus der Hand — „das ist ein zu werthvolles Document und darf nicht vernichtet werden. Castilias selber müssen erfahren, wer sich bei ihnen eindrängen will und welcher Niederträchtigkeit dieser Mensch fähig ist."

„Dumm war eigentlich der Streich nicht," meinte José. „Wenn ich nicht sehr irre, wollte er sich da mit einem Schlag einen Nebenbuhler und den Haupterben vom Hals schaffen."

„Einen Nebenbuhler, Señor?"

„Ihre erste Antwort, die Sie mir gaben," erwiderte lächelnd José, „als ich Sie frug ob Sie mir beistehen wollten Castilia zu retten, ließ mich Aehnliches vermuthen, aber Caramba, Hauptmann, wir haben jetzt mehr und ernstere Sachen vor, als unsere Zeit zu vertändeln. Mir macht das große Sorge, was Sie mir sagten. Wenn man nur wenigstens wüßte, wen sie zu ihm gesperrt haben, denn ist der Gefangene nur eines leichten Vergehens wegen eingesteckt, so wird er sicher jeden Fluchtversuch unseres Freundes verhindern, um nicht selber in Strafe zu kommen."

„Nach Allem, was ich von plaudernden Sol-

daten verstand, schien es mir, als ob es ein Neger sein müsse."

„Vielleicht ein Soldat, dann wäre Hoffnung, daß unser Freund ihn überreden könnte, mit ihm zu desertiren. Uns bleibt aber Nichts übrig als die ihm bestimmte Zeit einzuhalten — zwischen zehn und elf Uhr müssen wir dort Wache halten, und Gott gebe, daß Alles gelingt."

Señora Corona hatte einen kleinen Kreis von Freundinnen um sich, mit denen sie die Tagesneuigkeiten besprach, und dazu gehörte natürlich die auf den nächsten Morgen angesetzte Hinrichtung des Spions und Depeschenträgers.

Die Damen waren sämmtlich einerlei Meinung darüber. Die Regierung schlug damit eine der ersten und angesehensten Familien des Landes geradezu in's Gesicht, und trotzte auf eine Macht, die sie nicht mehr besaß, oder die ihr der nächste Tag aus den Händen reißen konnte. Der arme unglückliche Mensch hatte vielleicht nicht einmal gewußt was in den Briefen stand, und daß er den Officier erschossen, als Alle mit scharfen Säbeln auf ihn einschlugen, war natürlich; wie sollte er sich sonst gegen so Viele vertheidigen!

— Seine Schwester war bei Gonzales — ein liebes Mädchen.

„Gonzales ist gewiß auch ein eifriger Anhänger unserer Partei," bemerkte Señora Corona, indem sie sich eine Papiercigarre drehte — „aber er hält seine Gesinnung geheim und versteckt."

„Es ist ein alter Schlaukopf," meinte Señora Hierra, „und ich würde ihm nicht über den Weg trauen, wenn ich irgend Etwas mit ihm zu thun hätte. — Er sieht nur auf seinen eigenen Nutzen."

„Da ist der Sohn anders," rief Señora Paez — „ein braver junger Mensch und der blauen Sache ganz ergeben. — Neulich haben sie ihn auch eingesteckt — sie konnten aber Nichts gegen ihn finden — der ist klug."

„Ich möchte wohl wissen weshalb?" sagte Señora Corona.

„Bah, irgend eine nichtswürdige Denunciation — die Stadt schwärmt jetzt von derlei Gesindel."

„Will denn der junge Gonzales jetzt in Caracas bleiben? Er sagte uns hier, daß er wieder in's Land müsse."

„Nun, Amiga," warf Señora Paez mit einem flüchtigen Blick auf Isabel lächelnd dazwischen, — „ich dächte doch, Sie müßten wissen was ihn

hier in Caracas hält. Man braucht gerade kein Prophet zu sein um das zu ergründen, und ich glaube nicht, daß die Politik Etwas damit zu thun hat."

„Es ist jetzt recht still in der Stadt," entgegnete Señora Corona — ohne auf die Andeutung einzugehen — „man hört eigentlich von gar Nichts. Irgend ein bestimmtes Unternehmen scheint nicht im Werk."

„Nicht daß ich wüßte," meinte Señora Hierra. „Es wartet jetzt Alles darauf, was wir für Nachrichten von Barcelona und der Laguna bekommen. So viel scheint sicher, daß sich Monagas wieder an die Spitze stellen will."

„Glaubt er, daß ihm das Volk den Mord der Deputirten vergessen hat?" frug die Generala; „das ist das Unglück unserer Partei, daß wir keinen Mann an der Spitze haben, zu dem wir mit Vertrauen aufblicken können."

Draußen hatte schon Jemand an die Thür geklopft, aber keine der Damen darauf geachtet. Jetzt kam der indianische Diener herein und meldete daß ein Mann draußen sei, der die Señora zu sprechen wünsche.

„Ein Mann? — wer ist es? wie sieht er aus?" fragte die Herrin vom Hause.

„Ich kenne ihn nicht, Señora — es ist ein Indianer und sieht aus wie einer der gewöhnlichen Arbeiter vom Lande; von einer Hacienda vielleicht."

„Ich bin nicht zu Hause —"

Der Diener verschwand, kehrte aber nach wenigen Minuten wieder zurück und meldete: der Mann habe gesagt, er heiße Tadeo und wolle in einer halben Stunde wieder vorfragen — ich möchte es aber der Señora gleich sagen, wenn sie nach Hause käme."

In der Stube herrschte tiefe Dämmerung — es war noch kein Licht angezündet worden. — Die Señora brauchte ein paar Secunden zum Ueberlegen und sagte dann:

„Ruf' ihn zurück! — ich will sehen was er wünscht — er — wird von einer mir befreundeten Hacienda kommen. — Sie entschuldigen mich, meine Damen — ich — bin gleich wieder bei Ihnen."

Sie stand auf — blieb noch einen Augenblick neben ihrem Stuhl stehen und schritt dann rasch zur Thür, die sie hinter sich zudrückte.

Señora Hierra sah ihr erstaunt nach. Es war allerdings zu dunkel im Zimmer, um Señora Corona's Züge zu erkennen, aber das ganze Be-

tragen der sonst so resoluten Frau war Allen aufgefallen.

„Was hatte Ihre Mutter, Isabel?" frug die Hierra, „sie sprach so sonderbar. — Wer ist denn dieser Tadeo?"

„Ich weiß es wirklich nicht," erwiderte ruhig Isabel — „ich kenne keinen von unseren Arbeitern, der Tadeo heißt, einen jungen Burschen ausgenommen, der uns das Wasser bringt, aber ich kann mir nicht denken daß es der ist; wahrscheinlich eine Bettelei."

Señora Corona schritt unterdessen in das andere Zimmer hinüber, das sich auf der gegenüber liegenden Seite des Ganges befand. Dort zündete sie die schon bereit stehende Lampe an und schloß die Fensterladen. Es dauerte auch nicht lange, so hörte sie, wie ihr Diener Juan mit dem fremden Mann zurückkam und die Hausthür wieder schloß. Sie öffnete ihre Zimmerthür etwas, um ihnen zu zeigen wo sie wäre, und im nächsten Augenblick stand Tadeo aus Chacao — von der Lampe hell beleuchtet, die Señora Corona absichtlich so gestellt hatte, auf der Schwelle. Er hielt den Hut in der Hand und sah demüthig und gedrückt aus, sagte auch anfangs kein Wort, sondern sah still die vor

ihm stehende Frau mit einem wehmüthigen Blick an.

„Tadeo," rief endlich diese mit unterdrückter Stimme, „woher um Gottes willen kommt Ihr? Von Soledad? — ist er todt?"

Tadeo schüttelte langsam den Kopf. „Señora," sagte er leise, „ich habe einst ein Verbrechen begangen, aber auch dafür gebüßt, wie ein Mensch nur büßen kann, und ich darf hoffen, daß ich dereinst vor Gottes Thron Verzeihung finden werde."

„Aber wie kommt Ihr jetzt hierher nach Caracas?"

„Es sind schon sieben Jahre, Señora," fuhr der Indianer fort, „daß ich hier ganz in der Nähe von Caracas, in Chacao lebe, und mein Fuß hat Eure Schwelle noch nicht betreten — jetzt zwingt mich die Noth dazu — und mehr noch die Noth für ihn, als für mich, denn ich selber hielte mich schon über Wasser."

„Für ihn? — er ist bei Euch?" fragte die Dame, und Todtenblässe deckte ihre Züge.

„Er ist bei mir — bei mir die langen Jahre gewesen, und ich habe für ihn gesorgt, als ob er mein eigener Vater gewesen wäre."

„Ich hörte, daß er gestorben sei —"

„Als er Abschied von Euch genommen hatte und aus Eurem Hause zurückkam, fiel er in furchtbare Krämpfe und lag dann eine Zeit lang regungslos — wir glaubten daß er todt sei. Er erholte sich aber wieder — wenn auch nur körperlich — sein Geist, der früher zuweilen gestört war, wurde ganz verwirrt. Er ist wahnsinnig."

„Und weiß er, daß ich hier in seiner Nähe bin?"

„Er weiß gar Nichts, nicht einmal seinen Namen mehr, denn schon seit langen Jahren nennt er sich nur Perdido und hört auf keinen andern Namen."

„Und weshalb kommt Ihr jetzt zu mir? — Ich gab Euch damals viel Geld. Es fehlt Euch doch an Nichts?"

Der Indianer beantwortete die Frage nicht gleich. — „Meine Frau starb in Soledad," begann er endlich, „ich lernte später ein Mädchen kennen, brav und gut, die mit ihren Eltern hier von Caracas aus nach Angostura gezogen war. Ich heirathete sie, um eine Mutter für mein Kind zu haben, aber sie hielt das Klima am Orinoco nicht aus, sie kränkelte immer an bösen Fiebern und wurde, als wir zuletzt auch das Kind verloren, so von Heimweh nach ihrem Ge-

burtsort Mariperes, dicht bei Chacao, geplagt, daß ich ihrem Drängen endlich nachgab. Ich verkaufte mein kleines Besitzthum in Soledad, ging mit einer Lancha nach San Fernando hinauf und kam dann mit den Meinen — und mit ihm — im Beginn der Regenzeit hier herüber, wo ich mir wieder ein kleines Grundstück kaufte."

„Und wußtet Ihr, daß ich hier wohnte?"

„Ich begegnete Euch vor etwa vier Jahren einmal hier in der Stadt — Ihr saht mich gar nicht, ich erkannte Euch aber im Augenblick wieder und hörte, daß Ihr hier unter dem Namen Corona mit Eurer Tochter lebtet. Ist das die kleine Manuela?"

„Nein," antwortete die Dame mit heiserer Stimme. „Manuela — ist gestorben — die junge Dame, die bei mir wohnt, ist eine angenommene Tochter und heißt Isabel — aber was wolltet Ihr mir sagen?"

„Ich bin nicht gern in die Stadt gekommen," fuhr der Mann mit bewegter Stimme fort; „so lange ich Euren Aufenthalt kannte, habe ich Euch nicht belästigt — aber jetzt kann ich mir nicht mehr helfen. Ihr wißt wie es auf dem Lande aussieht — mit Fleiß und Sparsamkeit habe ich immer noch den Kopf über Wasser behalten und

die früheren Revolutionen glücklich überstanden, jetzt aber ist Alles vorbei. Die letzte Kuh haben sie mir aus dem Stall, die letzte Stange Zuckerrohr aus dem Felde geholt. Mein kleiner Garten ist verwüstet, und der alte Mann, der bis jetzt so harmlos vor sich hinlebte, daß ich unbesorgt meiner eigenen Arbeit nachgehen konnte, wird von Tag zu Tag unruhiger und darf keinen Augenblick mehr allein gelassen werden."

Tadeo schwieg eine Weile — seine Brust hob sich krampfhaft — er athmete schwer — endlich fuhr er leise fort:

„Was ich lange gefürchtet ist eingetroffen — ich habe Nichts mehr zu leben — nicht einmal für ihn, und Arbeit giebt es nicht, denn welcher Haciendero wollte jetzt einen Acker bestellen, den ihm, ehe die Frucht reifen könnte, die Soldaten als Futterplatz benutzen würden. Jetzt beschließt, was Ihr thun wollt — entweder den alten Mann in die Stadt nehmen, oder —"

„Ihr kennt unsern Vertrag!" rief die Señora, heftig emporfahrend.

„Ich kenne ihn," sagte der Mann düster, „und bin ihm nachgekommen bis zum Aeußersten, aber weniger aus Furcht vor Eurer Drohung,

als aus Liebe und Dankbarkeit für den Unglücklichen."

„Und wie äußert sich sein Irrsinn?"

„Bis dahin jammerte er nur nach seinem Kinde, seiner kleinen Manuela, und war ganz harmlos, jetzt aber scheint sich eine andere fixe Idee seiner bemächtigt zu haben. Er hat die vielen Soldaten gesehen und das ewige Trommeln und Trompeten gehört, und bildet sich nun manchmal ein, daß ihn das Volk zum Präsidenten wählen wolle. Der jetzige Präsident, ruft er oft, halte seine Manuela gefangen, und er müsse hin, um sie zu befreien."

Die Augen der Señora starrten stier auf seine Lippen, und ihre Hand ballte sich auf dem Tisch, auf den sie sich stützte.

„Und wenn er einmal ausbricht?" flüsterte sie endlich, oder hauchte vielmehr die Worte nur hervor.

„Jetzt hat es noch keine Gefahr," entgegnete der Indianer — „an den Fenstern des Stübchens, in dem er wohnt, sind eiserne Gitter, und eiserne Barren habe ich vor die Thür gelegt. So lange ich mein Häuschen und Grundstück halten kann, steh' ich für ihn ein. Er geht auch nicht von uns fort — aber die Noth ist so über uns ge-

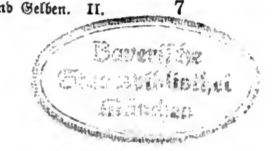
kommen, daß ich gezwungen werde mein kleines Besitzthum um jeden Preis loszuschlagen, und was dann?"

„Wie viel braucht Ihr?" fragte die Dame tonlos.

„Du lieber Gott wenig genug; nur leben wollen wir und den Hunger stillen, und dazu gehört in unserem Lande nicht viel — die Zeiten müssen ja bald wieder besser werden."

Señora Corona schritt fest und entschlossen zu ihrem Schreibtisch und nahm eine Rolle mit mexicanischen Dollars und ein kleines Fläschchen heraus. Die Rolle drückte sie dem Mann in die Hand.

„Da Tadeo, das Geld ist für Euch — kauft Euch Lebensmittel. Ihr sollt keine Noth leiden, so lange ich selber Etwas habe, und — ich kann es jetzt entbehren. Aber auch ihm möchte ich helfen. Mir hat der Arzt neulich ein kräftiges Mittel gegeben, das besonders wohlthätig gegen Krampfanfälle hilft. Bekommt er seine böse Stunde wieder, so gießt ihm den Rest — es sind nur noch wenige Tropfen — in eine Tasse Kaffee oder ein Glas Branntwein und laßt es ihn trinken — aber zerbrecht das Fläschchen nicht.



Thut es ihm gut, so kommt wieder herein zu mir und ich lasse Euch mehr davon machen."

„Glaubt Ihr wirklich daß es ihm gut thut, Señora?"

„Es hat mir selber vortreffliche Dienste geleistet — aber gebt ihm Alles was in dem Fläschchen ist — es können kaum noch zwanzig Tropfen sein. Die Hälfte davon würde ihn vielleicht nur noch mehr aufregen."

„Und das Geld soll ich Alles haben?"

„Alles — und mehr noch, wenn Ihr das verbraucht habt. Ihr seid ein treuer Diener und habt ehrlich Euer Wort gehalten, aber Ihr könnt auch schweigen?"

„Ich denke ich habe es bewiesen. Sehe ich aus wie ein Schwätzer?"

„Gut, jetzt geht. Ihr dürft den Unglücklichen nicht so lange allein lassen. Kauft Lebensmittel in der Stadt und nehmt sie mit hinaus, auch ein paar Flaschen Wein. Sie werden Euch und ihm gut thun. Hier, Tadeo, trinkt indessen einmal ein Glas von diesem; er ist rein und kräftig und wird Euch stärken."

Sie schenkte ihm, während sie sprach, aus einer Caraffe ein halbes Wasserglas voll. Er

leerte es und der feurige Wein fuhr ihm durch den ganzen Körper.

„Seit langer, langer Zeit wieder das erste Glas Wein," flüsterte er, „Gott lohne es Euch. Ich habe Euch im Herzen vielleicht manchmal Unrecht gethan — ich sehe jetzt doch daß Ihr es gut meint — Gott lohne es Euch."

„Und Ihr kehrt gleich nach Chacao zurück?"

„In einer Stunde bin ich wieder zu Hause — läßt es mir doch hier in der weiten Stadt selber keine Ruhe — lebt wohl!" — Mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung entfernte sich der Indianer, und als die Thür draußen geschlossen wurde, hörte Señora Corona, wie er mit langsam gemessenen Schritten die Straße hinabschritt.

Regungslos verharrte sie selber aber noch in derselben Stellung, in der sie Tadeo verlassen hatte, — nur den Blick hatte sie, als er an den Fenstern vorbeiging, dem Klang der Schritte zugewandt, und dorthinstarrte sie noch. — Ihre ganze Gestalt schien wie aus Stein gehauen, nur die Brust hob sich unter dem schweren Athem.

Señora Corona war aber keine Frau, die sich lange hätte von irgend einem Eindruck bewältigen lassen. Langsam hob sie die rechte

Hand und strich sich über die Stirn, als wolle sie alle die Gedanken und Erinnerungen, die sie quälten, fortwischen. Und sie verschwanden; ein kaltes, trotziges Lächeln legte sich um ihre Lippen, und mit fester Hand nahm sie die Lampe und schritt wieder hinüber zu den Damen — zu ihrer Tochter.

4.

Der Gesellschafter.

José, um seine Eltern nicht zu beunruhigen, denn er wußte wie sich besonders die Mutter ängstigen würde, wenn sie nur eine Ahnung von seinem immer etwas gefährlichen Unternehmen gehabt hätte, sagte ihr, daß er mit Teja einen Freund des Letzteren aufsuchen würde; sie sollten sich nicht ängstigen, wenn er etwas spät nach Hause käme, und Teja selber würde überhaupt bei dem Freunde übernachten — morgen schon hoffe er ihnen dann vielleicht gute Nachrichten zu bringen.

Die alte Großmutter sah ihn scharf an als er Abschied nahm, aber sie sagte kein Wort. Es war ihr aufgefallen, daß die beiden jungen Leute so viel heimlich mit einander sprachen — was

es aber auch war, sie mochten es mit einander ausmachen. Es lag einmal eine schwere, drückende Last auf dem schönen Lande, und wenn die jungen Kräfte nicht daran gingen sie abzuschütteln, die Alten wären es doch nie im Stande gewesen.

Teja hatte sich, nachdem er an dem Abend das Kistchen mit den Eßwaaren abgeliefert, das Terrain etwas genauer angesehen und keine Schwierigkeiten gefunden. Zwei Posten standen hinter dem Gefängniß, aber ziemlich weit von einander entfernt, und er wußte recht gut, wie schlecht besoldet und gefüttert diese armen Teufel wurden, die fast Alle nur gezwungen die Muskete trugen.

Für jetzt war noch Nichts in der Sache zu thun, denn alle zwei Stunden wurde abgelöst, und die bis dahin Wachestehenden durften natürlich auch nicht das geringste Verdächtige bemerken, oder sie hätten auf der Wache davon gesprochen und damit nur größere Aufmerksamkeit erregt. Nur einmal passirten die Freunde zusammen die Straße, damit Teja genau den Platz kennen lernte, wo der Gefangene von innen ausbrechen sollte. Teja hatte sich außerdem eine Soldatenmütze und ein breites Goldband ver=

schafft, die er später tragen wollte, ein Säbel stand bei einem in der Nähe wohnenden Bekannten, und so konnte er in der Dunkelheit recht gut für einen Officier der Regierungstruppen gelten, da Officiere so zahlreich waren, daß den Soldaten fast täglich neue beigegeben wurden.

Oben vor der Pulperia saßen noch etwa ein Dutzend Soldaten und besprachen die Erlebnisse des Tages, aber bis zehn Uhr ließ sich hoffen, daß diese ihr eigenes Quartier aufgesucht haben würden. Jetzt störten sie Niemanden. —

Es wird aber Zeit, daß wir zu dem jungen Castilia zurückkehren, der an dem Abend in dumpfem Brüten auf seiner Matratze lag und vor sich niederstarrte.

Sein Todesurtheil war ihm allerdings noch nicht verkündet worden, aber das konnte jeden Augenblick geschehen, oder — wurde auch vielleicht nicht einmal für nöthig befunden — was für Umstände brauchte man mit einem Spion zu machen.

Gonzales hatte ihm wohl noch einen Trost gegeben und Versuche zu seiner Rettung versprochen — aber wohl nur, um ihm die letzten Stunden mit einer Hoffnung zu erleichtern. Es war unmöglich gewesen, und er mußte sich in

sein Schicksal fügen. — — Seine arme Mutter — der Vater — die Schwestern — wie furchtbar würde sie die Kunde treffen — wie wenig vorbereitet, und er selber — so elend sollte er enden? Er fürchtete nicht den Tod, und mit Jauchzen wäre er ihm im Kampfe für sein Vaterland begegnet — aber keinen Schlag sollte er für die Freiheit desselben führen dürfen — keinen — und nicht einmal den Sturz des Mannes, den er auf der ganzen Welt am Meisten haßte — den Sturz dieses Falcon erleben.

Draußen im Hof entstand plötzlich ein wildes Getümmel, Lachen und Schreien von einer Menschenmasse, auf die der Gefangene anfangs nicht achtete, bis er plötzlich seinen eigenen Namen heraushörte und erschreckt aufhorchte. — Kamen sie schon jetzt um ihn abzuholen? sollte er von der tobenden, jauchzenden Menge hinausgeschleppt werden auf den Richtplatz?

Die Thür seiner Zelle wurde aufgerissen und mit todtenbleichen Zügen richtete er sich auf seinem Lager empor. — Die Masse wälzte sich gegen die Thür an, aber um ihn bekümmerte sich Niemand. Ja, er mußte sogar zurückweichen, so weit es die Mauer gestattete, denn rücksichtslos genug traten die Eindringenden in dem engen

Raum hin, wohin sie die Füße setzen konnten. Jetzt erst bei dem matten Dämmerlicht, das noch durch die offene Thür fiel, erkannte er einen dunkeln Klumpen, den sie zwischen sich trugen und ohne Weiteres in die andere Ecke und auf die Kuhhaut warfen, die der Schließer für Gonzales hereingeschafft und noch nicht wieder weggenommen hatte.

„Daß Ihr Euch nicht untersteht und den Burschen losbindet,“ rief ihm dann noch der Schließer zu. „Ihr verderbt Euch sonst morgen den Spaß, denn er dreht Euch jedenfalls den Hals um,“ — und damit warf er die Thür wieder zu und volle Dunkelheit deckte Alles.

Castilia hatte keine Ahnung, wer ihm da plötzlich als Leidensgefährte zugetheilt wurde, und der Zwischenfall wenigstens das Gute, ihn für kurze Zeit von seinen eigenen trüben Gedanken abzulenken. Der neue Gefangene lag aber da und rührte und regte sich nicht. War er todt? Und auch diese Qual wurde ihm noch auferlegt, nicht einmal die letzten ihm gestatteten Stunden durfte er allein und ungestört verbringen, oder war auch das ein Opfer, das morgen gleiches Schicksal mit ihm theilen sollte?

Wieder hörte er draußen sprechen und noch

einmal wurde der Schlüssel in das Schloß gestoßen. Der Schließer schob ihm das Kistchen hinein, das ihm Teja gebracht, und das Herz hörte dem Gefangenen fast auf zu schlagen, denn jetzt im letzten Augenblick, wo er sich schon rettungslos verloren gegeben hatte, durchzuckte ihn plötzlich auf's Neue ein Gedanke an Hülfe, an Rettung. Aber wie sollte er im Dunkeln wissen, ob ihm das Zeichen gegeben sei: das rothe Band? In der Dunkelheit ließ sich ja Nichts erkennen. Er bat nur für einen Augenblick um Licht — der Schließer aber verweigerte es. Er durfte den Gefangenen kein Licht geben. Doch er verrieth selber, was Castilia wissen wollte: „Es sind lauter gute Sachen, und Alles hübsch mit rothen Bändchen zugebunden," sagte er im Weggehen. — Mit rothen Bändern? Und mit zitternden Händen tappte Castilia nach dem Kasten, um den ihm bezeichneten Schieber daran zu finden. — Er war da — er konnte ihn aufziehen und das Eisen darin fühlen — aber was jetzt? — Wer war sein Mitgefangener, und durfte er wagen, ihn in seinen Fluchtversuch zu ziehen?

„Caballero," sagte da eine dumpfe, tiefe Stimme aus der andern Ecke, — „wie ich vor=

hin hörte, habt Ihr Lebensmittel geschickt bekommen. Ist vielleicht etwas Nasses dabei? — mir klebt die Zunge am Gaumen."

„Ich will sehen, Compañero," erwiderte Castilia, dem jetzt besonders daran liegen mußte, seinen Gefährten, wer es auch sei, bei guter Laune zu erhalten, — „ja — ich fühle eine Flasche — es wird Wein darin sein — soll ich Euch ein Glas geben?"

„Gott vergelt's Euch," knurrte die Stimme wieder, „und wenn Ihr auch eigentlich die Schuld tragt, daß ich hier wie ein wildes Vieh gebunden liege — Ihr könnt Nichts dafür und es geschieht mir eigentlich ganz recht."

„Ich soll die Schuld tragen?" frug Castilia erstaunt, — „ein Gefangener hinter Schloß und Riegel?"

„Seid Ihr nicht der Castilia, der morgen früh erschossen oder gehangen werden soll? Ich dächte doch, ich hätte die Schufte draußen davon reden hören."

„Der bin ich allerdings," erwiderte Castilia mit einem Seufzer, und ein eigenes Gefühl, das ihm den Athem zu nehmen drohte, drückte ihm das Herz.

„Dachte so," brummte der Neger, „geht doch

manchmal wunderlich in der Welt zu, aber der Teufel soll sie Alle holen, wenn ich nur erst die Fäuste wieder frei bekomme. Einen Schluck, Kamerad, mir trocknet sonst die Kehle zusammen."

Castilia öffnete die Flasche, die zum raschen Gebrauch nur leicht verschlossen war, fand auch bei weiterem Herumfühlen ein Glas und schenkte, es vor dem eingeschnittenen Thürloch gegen den noch hellen Himmel haltend, den Wein ein. Er hatte einige Schwierigkeit, den Kopf seines Kameraden zu finden und diesen so weit empor zu heben, daß jener im Stande war zu trinken. Er hätte den wolligen Kopf nicht erst zu fühlen gebraucht, schon die scharfe Ausdünstung verrieth ihm deutlich genug, mit welcher Menschenrace er es hier zu thun hatte — und doch, wie gleich standen sich Beide — ja der Neger hatte noch einen großen Vortheil vor dem Weißen, denn ihn bedrohte nicht am nächsten Morgen ein schimpflicher Tod.

Der Neger sog noch an dem Glas, als er schon lange den letzten Tropfen hinunter hatte.

„Oh, das thut gut — Caracho," stöhnte er, „das war ein guter Tropfen; noch einen Schluck, Compañero, und dann thue mir die Liebe und binde mir die Hände los. Die Hunde haben

mich so fest geschnürt, daß mir das Blut in den Armen stockt."

„Und wenn der Schließer zurückkommt, was geschieht mit mir? Er hat es streng verboten."

„Gott verdamm' ihn," knurrte der Neger, „wenn ich die Arme wieder frei habe, soll er nicht wagen sein gelbes Gesicht hier herein zu stecken. Caracho, ich drückte ihn zu Brei zusammen."

„Was können wir gegen die bewaffnete Ueberzahl machen," entgegnete Castilia; „aber ich will Euch Etwas sagen, Compañero, da wir doch nun einmal Leidensgefährten sind. Ich werde Euch die Stricke lockern, damit sie Euch nicht mehr weh thun. Ihr versprecht mir aber sie bis neun Uhr an Euren Armen zu lassen. Nachher kommt Niemand mehr zu uns, das Thor vorn wird geschlossen, glaub' ich, sie lassen wenigstens Niemanden mehr herein, und gegen Morgen kann ich Euch dann wieder binden. Seid Ihr damit zufrieden?"

„Gern," brummte der Neger, „kann nicht mehr von Euch verlangen und würde selber nicht mehr für einen Andern thun; aber noch einen Schluck, Kamerad, wie?"

„Ich will gern das Wenige, was ich habe,

mit Euch theilen," seufzte Castilia, „wer weiß, ob ich es noch brauche. „Er fühlte dabei an den Stricken herum, die um die Armgelenke des riesigen Negers gewunden waren, und es gelang ihm bald den Knoten zu finden.

„Wenn ich nur den einen Arm herausbekommen könnte," sagte der Gefesselte; „kommt Jemand, so schieb' ich ihn geschwind zurück, und daß sich mir Niemand mehr heute Abend in den Bereich meiner Beine wagt, dafür steh' ich Euch, Amigo."

Castilia lächelte. — „Nun denn in Gottes Namen, aber haltet Euch ruhig, wenn Jemand kommt, wir sind nun doch einmal in ihrer Gewalt. So, jetzt könnt Ihr den rechten Arm herausziehen, und nun wartet einen Augenblick, ich schenke Euch noch einmal ein."

„Dios lo paga — Dios lo paga" — knurrte der Neger, „wunderlich genug geht es in der Welt zu, das weiß der Himmel. Vor kaum einer Stunde ging ich in das verwünschte Nest, um eine Bittschrift mit zu unterzeichnen, daß sie Euch nicht erschießen, sondern hängen sollten."

„Um der heiligen Jungfrau willen," rief Castilia entsetzt, „und was hatte ich Euch gethan?"

„Und jetzt," fuhr der Neger fort, ohne die Frage zu beantworten, „seid Ihr gerade der, der mir die einzige Wohlthat erweist, während mich das andere Gesindel wie einen räudigen Hund behandelt hat. Wenn ich Euch nur einmal wieder einen Dienst erweisen könnte, aber ich werde keine Zeit dazu haben."

„Ihr gehört zu den Gelben?" frug Castilia.

„Ich gehörte dazu," brummte der Neger, „und mit Leib und Seele; aber der schlimmste Streich den sie sich spielen konnten war, daß sie mich mit Füßen traten. Caracho, mir tritt die Galle in's Blut, wenn ich nur daran denke, wie sie mich behandelt haben. Jetzt ist's aber vorbei. Unter solch einer Bande möchte ich auch nicht General sein — verdammt will ich sein, wenn ich's möchte."

„Aber was wollt Ihr thun?"

„Zu den Blauen übergehen, sowie ich erst wieder den Boden unter meinen Füßen fühle, und dann wollen wir einmal sehen, ob Samuel Brown's Knochen kein Gewicht in die Waagschale werfen."

„Aber was ist Euch geschehen?" frug Castilia, der aus diesen Reden neue Hoffnung schöpfte, denn in einer solchen Stimmung verhinderte

sein Gefährte vielleicht seine Flucht nicht, sondern theilte sie vielleicht.

„Was mir geschehen ist? — Nun, Compañero, zu versäumen haben wir gerade Nichts, und ich glaube, ich kann Euch eben so gut die Geschichte erzählen. Erbaulich ist sie jedenfalls, und mir thut's gut, wenn ich doch gegen einen Menschen das Gift ausleeren darf, das in mir kocht."

„Wollt Ihr nicht erst noch einmal trinken?"

„Von Herzen gern. Jetzt fangen mir auch die Arme an wieder gelenk zu werden. Heilige Jungfrau, wenn ich in diesem Augenblick in die Schufte hineinfahren könnte!"

Er tappte dabei nach dem ihm entgegen gehaltenen Glas, leerte es und erzählte dann mit vorsichtig gedämpfter Stimme, um den Schließer nicht aufmerksam zu machen, seinem Mitgefangenen seine letzten Abenteuer, seit er General geworden. Er milderte auch nicht etwa die Behandlung die er erfahren, sondern schmückte sie viel eher noch in seinem Ingrimm und in der Erinnerung an all' die erlittene Schmach mehr aus. Er verschwieg nicht das Kleinste, selbst nicht, daß er sich in der Erbitterung oder Aufregung wohl dann und wann einen kleinen

Rausch angetrunken habe, aber das war jetzt vorbei. Er wollte nüchtern bleiben, um nur erst einmal wieder frei zu kommen, und nachher? — dem Teufel wolle er verfallen sein, wenn er nicht so schnell desertirte, wie ihn nur seine Füße tragen könnten.

Castilia traute dem Neger noch nicht. — Die Erzählung seiner Mißhandlungen konnte ihn augenblicklich in schlechte Laune versetzt haben, und er verschwor sich vielleicht zu Etwas, was er in der nächsten Viertelstunde widerrief. — Er ging darum vorsichtig zu Werke und frug ihn bald über das, bald über jenes; der Neger aber hatte sich nie in seinem Leben um Politik bekümmert, wie sich eben Niemand um ihn bekümmert zu haben schien. Die Ernennung zum General hatte ihn natürlich für die Sache der Gelben ganz gewonnen, der er, unter anderen Umständen, bis zum letzten Blutstropfen gedient haben würde. — Konnte man das aber eine Behandlung für einen General nennen? — und vom Kriegsminister hinab bis zum gemeinen Soldaten? — Das ertrug er nicht länger, und darum war er fest entschlossen, sein Glück jetzt einmal unter den Blauen zu versuchen.

Wer weiß, ob nicht zu diesem Entschluß das auch viel beitrug, daß er auf sein Generalspatent hin einen ziemlichen Credit in Caracas bekommen und benutzt hatte. Wie sollte er alle die Schulden jetzt bezahlen — und wohin war überhaupt sein Patent gekommen? Das mußten ihm die Schufte an der Plaza gestohlen haben; er erinnerte sich noch deutlich, wie er es bei dem Ueberfall in der Hand gehalten. Was konnte er jetzt überhaupt noch machen, wie beweisen, daß er General geworden? Das Papier war fort und er wieder gemeiner Soldat, wie vorher, wenn er nämlich bei den Gelben blieb.

Daß von solchen Ernennungen eine Controle geführt wird und daß der Kriegsminister den Befehl aller Ausfertigungen mit seinem Namen in seinen Büchern haben mußte, fiel ihm nicht ein, und er dachte gar nicht an solche Spitzfindigkeiten.

Jetzt hielt es Castilia gerathen ihn in seinen Fluchtplan einzuweihen, und ihn aufzufordern, mit ihm zu fliehen. Er versprach, wenn er ihm behülflich sei, dafür zu sorgen, daß er eine anständige Stellung im Revolutionsheer erhielt, wo überhaupt der Sold pünktlich ausgezahlt

wurde — und Samuel Brown ging mit Jubel auf das Anerbieten ein.

Aber wie wollten sie hier fortkommen? Sollte Samuel die Thür einbrechen? — in zwei Minuten hätte er sie aus ihren Angeln gehabt.

Castilia stellte ihm das Wahnsinnige eines solchen Unternehmens vor, denn nur bei den ersten Versuchen würden sie die ganze Wache mit geladenen Musketen und aufgepflanzten Bayonneten vor der Thür gehabt haben, und keine Möglichkeit, zu entkommen.

Und wie dann?

Jetzt erst machte ihn der junge Venezuelaner mit seinem Plan bekannt. — Diese Mauer mußte auf eine Straße oder auf einen offenen Platz — ja vielleicht gar in einen Hof führen, denn sonst würden ihm die „Freunde“ nicht das Zeichen gesandt haben. Die mußten sie durchbrechen und dann sehen wie sie, von jenen unterstützt, ihre Flucht bewerkstelligten. Gefahr war freilich immer dabei.

„Gefahr?“ lachte der Neger, indem er die rechte riesige Faust vor Entzücken ballte, „o, laßt mir nur einen der Schufte, oder einen ganzen Haufen von ihnen in den Weg kommen, und seht was ich mit ihnen mache. — Aber

mit was für Werkzeug bohren wir uns durch? — nicht einmal ein Taschenmesser habe ich bei mir."

Castilia hatte die Kiste hervorgezogen und den Schieber geöffnet — er enthielt einen etwa anderthalb Fuß langen starken Meißel und ein schmales, aber scharfes Dolchmesser. Er nahm das erste Instrument und legte es in des Negers Hand.

„Genügt das?"

„Caracho!" rief der Bursch mit vorsichtig gedämpfter Stimme. „Jetzt bin ich nicht mehr wehrlos, und verdammt will ich sein, wenn Einer der gelben Schufte mir zu nahe kommen darf, ohne den Schädel eingeschlagen zu kriegen. Das ist vortrefflich und hat gerade das richtige Gewicht. — Wollen wir nicht gleich anfangen?"

„Wir würden Alles verderben, denn jeden Augenblick kann der Schließer noch einmal hereinkommen, und fände er uns bei der Arbeit, so wären wir verloren. Gebt mir das Eisen wieder, Amigo, daß ich es an dem alten Platz verberge, bis wir vollkommen sicher sind." —

„Eher lasse ich mich in Stücke reißen," knurrte der Neger, „als ich die Waffe wieder

aus den Fingern gebe. Nein, Compañero, vertraut sie mir, sie ist in besten Händen, und wenn sie Euch jetzt an den Kragen wollen, müssen sie mich vorher ebenfalls todtschlagen. Lächerlich ist's aber," flüsterte er lachend vor sich hin, „daß hier ein wirklicher General der Gelben liegt, der sich eben die größte Mühe giebt zu den Blauen hinüber zu kommen. Doch es ist ihre eigene Schuld; die mögen es verantworten, die es eingebrockt. Und nun habt keine Furcht weiter, Compañero, das Fell nehmen sie in dieser Nacht nicht wieder heraus, können es auch nicht bekommen," setzte er ingrimmig hinzu, „und unter dem Fell liegt das Eisen so sicher wie in einer Kirche. Ich will auch Geduld haben. Ihr sollt Euch in keiner Weise über mich beklagen dürfen, aber wenn es Zeit ist dann sagt's, und dann sollt Ihr auch erleben, wie wacker ich mich durch die erbärmliche Mauer arbeite. Das Maurerhandwerk war immer meine Passion und Ihr hättet keine bessere Hülfe zu solcher Arbeit in ganz Venezuela gefunden."

Draußen wurden wieder Schritte und Stimmen laut, und Beide lagen still und regungslos, um zu erwarten ob der Besuch ihnen gelte. Diesmal aber wurde eine der Nachbarzellen auf=

geschlossen und ein paar Leute zankten sich dort herum. Was es aber war, konnten sie nicht verstehen, und bald darauf wurde es auch wieder still. Sie hörten, wie sich die Leute entfernten, und nur der regelmäßige Schritt der Wachen, die auf und ab gingen, um nicht einzuschlafen, störte noch die Ruhe.

Jetzt schlug es draußen Acht; noch zwei volle Stunden, ehe sie ihre Arbeit beginnen durften; denn wenn sich auch nach neun Uhr wohl Niemand mehr um sie bekümmerte, so war es doch sicherer, lieber jede Vorsicht zu gebrauchen.

Der Neger hatte auch munter bleiben wollen, aber der heute getrunkene Branntwein und die Aufregung dazu schienen ihn ermüdet zu haben. Er streckte sich auf seiner Kuhhaut aus, und an ein ähnliches Lager von Jugend auf gewöhnt, war er auch bald fest eingeschlafen und schnarchte laut. Castilia ließ ihn ruhig gewähren, denn ging der Schließer noch vorüber und hörte das Schnarchen, so wurde er um so sicherer gemacht, und konnte nicht vermuthen daß ein Mensch, der so gesund schlafe, an einen Fluchtversuch oder sonst etwas Ungesetzliches denke. Ihn selber aber ließ die Aufregung nicht ruhen. Halbe Stunden lang zählte er die fliehenden Minuten

selbst an seinen Pulsschlägen ab, und konnte bald genau die Zeit bestimmen, wann der Klöppel der wahrscheinlich im Abfertigungszimmer hängenden Wanduhr wieder aushob.

Endlich fehlte nur noch eine halbe Stunde an zehn Uhr. Die neunte Stunde war vorüber und Niemand gekommen um zu revidiren. Sollten sie noch länger warten? — Er beschloß, jedenfalls den Neger zu wecken, um ihn erst vollständig munter zu bekommen, und legte ihm deshalb die Hand auf die Schulter. Samuel Brown aber hatte einen gesunden Schlaf, und es bedurfte stärkerer Mittel um ihn wach zu bekommen. Castilia fing an ihn leise zu schütteln, dann etwas rauher, und erreichte endlich, daß er wenigstens mit Schnarchen aufhörte. Ein eigener Gedanke durchzuckte ihn — sollte er ihn ruhig fortschlafen lassen und seine Flucht allein versuchen? Das Eisen fühlte er unter dem oberen Rand der Kuhhaut und konnte es leicht entfernen. Wenn der Bursche nun, nachdem er ausgeschlafen, vielleicht anderer Meinung wurde als vorher? wenn er ihn verhinderte?

Vorsichtig zog er das Eisen hervor und der Riese, nicht weiter belästigt, fing schon wieder an zu schnarchen. — Er wollte jedenfalls den

Versuch machen, wie leicht sich die Mauer bearbeiten ließ, tappte sich nach der Rückwand und fing an das Instrument einzusetzen. Stoßen oder schlagen durfte er freilich nicht, sonst hätte er zu viel Geräusch gemacht, also nur bohren; wo er es aber auch versuchte, bald hier, bald da, er war nicht im Stande das Werkzeug auch nur einen Zoll tief in die feste Steinmasse hinein zu bringen, und die kleinen Stücke, die er hier und da abbröckelte, konnte er nicht einmal sehen. Jetzt überkam ihn die Angst; draußen hob die Uhr wieder aus und schlug drei Viertel auf zehn. Er hatte eine volle Viertelstunde gearbeitet — der Schweiß stand ihm in Perlen auf der Stirn, und noch Nichts, noch gar Nichts ausgerichtet. Draußen harrten vielleicht seine Retter — sie konnten, sie durften ihm ja nicht helfen, und hier mühte er sich umsonst ab, während schon die Gewehre geladen waren, die seinem Leben mit Sonnenaufgang ein Ende machen sollten.

Ein Zittern überlief seinen ganzen Körper, eine Angst, wie er sie nie gekannt, erfaßte ihn, und sich zu dem Schlafenden niederbiegend, schüttelte er ihn aus Leibeskräften, während er ihm in das Ohr flüsterte: „Kommt, kommt! die

Zeit verfliegt. Um Gottes willen, oder wir sind verloren."

Samuel erwachte und fuhr empor. Er wußte wohl in dem Augenblick weniger wo er sich befand, als daß er eine Waffe gehabt, und mit den Händen gierig danach umher tappend, rief er aus: „Wo ist das Eisen — wer hat mir —"

Castilia's Hand lag auf seinen Lippen.

„Ruhe, um der heiligen Jungfrau willen, hier — hier ist es, Amigo, nehmt es, aber helft mir, die Mauer ist felsenfest, ich bin nicht im Stande sie zu öffnen."

Der Neger verstand kaum die Worte, er war noch schlaftrunken und bedurfte Minuten, um sich wieder zu sammeln. Aber er fühlte das Eisen in der Hand, und mit dem Gefühl kehrte ihm auch wohl die Erinnerung dessen, was geschehen mußte, zurück.

„Caracho," murmelte er leise vor sich hin, „ich glaube, ich bin eingeschlafen. Wie spät ist's, Campañero?"

„Es muß gleich zehn Uhr schlagen; die Mauer ist steinhart, wir werden die günstige Zeit versäumen, um hindurch zu kommen."

„Bah," sagte der Neger lachend vor sich hin,

indem er sich den Schlaf aus den Augen schüttelte, „habt keine Furcht. Ist noch ein Tropfen in der Flasche?"

„Da nehmt sie," drängte Castilia und drückte ihm die Flasche in die Hand. Samuel konnte sie allerdings nicht sehen, aber er verließ sich auf sein Gefühl, schüttelte sie leise, und als er merkte daß sie noch genug enthielt, um ihm einen guten Trunk zu gestatten, setzte er sie an die Lippen und leerte sie auf einen langen Zug.

Jetzt aber war es auch, als hätte ihm der Wein neue Kraft und Energie gegeben! „Nun an die Arbeit," flüsterte er, und sich auf den Knieen emporrichtend, begann er nicht wie Castilia vorher, blind und auf das Gerathewohl den Versuch, sondern tastete erst vorsichtig mit der breiten Hand über die Wand hin, um vor allen Dingen eine Stelle zu suchen, an der er den Anfang machen konnte."

„Caracho," murmelte er dabei, „habt Ihr denn hier schon herumgekratzt — heda — das wird gerade recht sein; da ist schon ein halber Stein herausgebrochen — nun laßt mich machen."

Er sagte kein Wort weiter, Castilia hörte auch fast kein Geräusch; nur leise über die Steine kratzte der Neger, wie es schien, mit dem Eisen

hin, und Castilia stand mit klopfendem Herzen daneben, denn wie es ihm vorkam, machte sein Gehülfe nicht größere Fortschritte in der Arbeit als er selber.

Jetzt bröckelte Etwas und der Neger lachte leise vor sich hin: „Anstatt Mörtel haben die Schufte Sand zu der Mauer genommen; die Steine fallen fast von selber heraus. Da habt Ihr den ersten, Amigo — stellt ihn dort in die Ecke, daß er uns nachher nicht im Wege ist," und damit schob er Castilia einen der Steine zu.

„Aber wie um Gottes willen habt Ihr den herausbekommen?" frug Castilia, „ich hielt es nicht für möglich."

„Bah, die anderen folgen fast von selber, wenn man sie mit dem Ding hier nur ein wenig lüftet. Haben wir weiter keine Schwierigkeiten als die Mauer, so sind wir in zehn Minuten frei — hier ist noch einer."

Jetzt hob die Uhr wieder aus und schlug zehn, und es war ihnen, als ob sie da draußen das Aufstoßen von Gewehrkolben hören könnten.

Der Neger hielt einen Augenblick mit seiner Arbeit inne, aber es blieb Alles ruhig, und eifrig ging er wieder von Frischem daran. Stein nach Stein kam jetzt heraus — die oberen fielen ihm

fast von selber in die Hand, wichen wenigstens dem leichtesten Druck mit dem Brecheisen, und er hatte jetzt schon ein großes Loch durchgearbeitet. Aber noch war die äußere Schicht zu durchbrechen und der erste Stein bot jetzt wieder die größte Schwierigkeit — und zwar jetzt noch größere als vorher, da man nicht wissen konnte wer da draußen stand und auf das Ausbrechen vielleicht aufmerksam wurde. Zeit war aber nicht mehr zu verlieren — sie mußten vorwärts, und da Samuel nach einem vorsichtigen Versuch gefühlt hatte, daß er wirklich keine weitere Steinlage mehr nach der Straße zu vor sich hatte, verließ er sich auf seine riesige Körperkraft. Wurden sie jetzt entdeckt, so stieß er die vorderen Steine mit Gewalt hinaus, und kam er dann nur erst einmal auf die Füße, dann wehe dem, der es gewagt hätte ihm in den Weg zu treten.

Draußen blieb aber Alles ruhig — Nichts regte sich, und endlich gelang es dem Neger — gerade als es draußen ein Viertel auf Elf schlug, den ersten Stein von der Außenmauer langsam herein zu ziehen. Als er die Hand hindurch streckte, fühlte er keinen Widerstand mehr und die frische Nachtluft darüber hinziehen, und nun galt es scharf zu arbeiten, denn wie sich das Loch

vergrößerte, waren sie auch der Gefahr ausgesetzt, daß ein draußen vorbeigehender Posten es bemerken mußte.

So groß wurde es schon, daß Castilia vielleicht hätte hindurchschlüpfen können. Samuel brauchte aber einen breiteren Raum für seine Schultern. Aber jetzt war es auch nicht mehr nöthig, Rücksicht zu nehmen, wo die Steine im Innern der Zelle blieben. Rechts und links warf er sie neben sich, wie er sie mit seinen eisernen Fäusten von dem allerdings erbärmlichen Mörtel losbrechen konnte — und schon fiel das Licht einer schrägüber angebrachten Laterne in den offenen Raum.

Jetzt schob er vorsichtig den Kopf hinaus, um zu sehen ob die Straße frei sei, und zog ihn erschreckt wieder zurück, denn kaum zehn Schritte von der Oeffnung entfernt stand eine Schildwache, das Gewehr im Arm, und vor ihm zwei Männer. Er bog sich zu Castilia nieder und flüsterte leise:

„Wißt Ihr den Weg, den wir zu nehmen haben?“

„Links hinauf, rechts ist die Plaza, die von Soldaten wimmelt.“

„Da gerade links stehen zwei Menschen und ein Posten."

„Es müssen Freunde sein, oder hätten sie unser Arbeiten gehört?" drängte Castilia, dem das Herz so heftig schlug, daß er kaum die Worte über die Lippen brachte. Der Neger antwortete auch Nichts weiter; nur noch wenige Steine brauchte er herauszunehmen, um selber mit Leichtigkeit hinaus zu können — aber wieder hielt er erschreckt in seiner Arbeit inne, denn gerade gegenüber sah er eine dunkle Gestalt die Straße hinabgehen. Sollte er warten bis die vorüber war?

„Hinaus!" drängte ihn da Castilia, dem die Aufregung die Sprache zu benehmen drohte — „hier drinnen können wir uns nicht wehren — nur in's Freie — laßt mich voraus!"

„Caracho!" knirschte der Neger zwischen den Zähnen, „Ihr habt Recht, hier sitzen wir in der Falle — vorwärts denn!" und sich mit dem rechten Bein stützend, das Eisen fest in der Hand, hob er das linke Bein zur Oeffnung hinaus, schob zugleich sich überbiegend den Kopf durch und warf sich mit einem Schwung hinaus auf die Straße, wohin ihm Castilia, das Dolchmesser in der Hand, mit gleicher Schnelle folgte.

5.

Die Flucht.

José und Teja, nachdem sie Gonzales' Haus verlassen, durchschritten vor allen Dingen enen Theil der Stadt, durch welchen Teja nachher, wenn die Befreiung Castilia's wirklich gelang, mit diesem entfliehen mußte. Es war das unumgänglich nöthig, damit er das Terrain genau kennen lernte und nicht aus Versehen seinen Feinden wieder gerade in die Hände lief. Gefahr hatten sie aber nachher und weiter draußen fast gar nicht zu fürchten, denn Patrouillen gingen da nicht, oder doch sehr selten, und fast das ganze Militair war im Mittelpunkt concentrirt. Erst auf der Landstraße trafen sie wieder Piquets, wie in den kleinen Ortschaften starke Besatzungen, und die mußten sie deshalb unter jeder

Bedingung vermeiden. Das Beste war, sie wandten sich rechts von der Straße und zwar dicht vor der Stadt ab, zogen sich in westlicher Richtung durch die Felder und Hügel hin — der sternenklare Himmel zeigte ihnen da deutlich genug den Weg — und suchten nur vor Tag irgend eine Hacienda zu erreichen, wo sie sich, wenn das nöthig werden sollte, den Tag über versteckt halten konnten, oder auch vielleicht gleich einen Führer fanden, der sie sicher weiter und zu der Lagune geleitete.

Ein solcher Weg war wohl außerordentlich beschwerlich, aber er hielt sie auch von jeder Gefahr fern. Gleich hinter Los Teques aber, einer gar nicht so sehr weit entfernten kleinen Stadt, hatten sich ja schon die Vorposten der Blauen gezeigt, und die Regierungstruppen wagten sich dort gar nicht mehr in einzelnen Patrouillen aus ihrem Garnisonsplatz hinaus.

Selbst hier in der Vorstadt von Caracas ließ sich Nachts kein Soldat blicken — nur Polizei war dort, aber ebenfalls spärlich, vertheilt: Serenos, wie sie in vielen spanischen Colonien genannt werden. Diese konnten ihnen aber kaum ein Hinderniß in den Weg legen, besonders wenn sie erst die — in einem benachbarten Hof bereit

stehenden Pferde bestiegen hatten. Es fällt auch außerdem in heißen Ländern sehr häufig vor, daß Leute, die einen längeren Ritt beabsichtigen oder zu einer Reise mitten in der Nacht aufbrechen, nur die kühle Zeit benutzen, während sie dann in der Tageshitze unter Dach und Fach bleiben.

Teja trug übrigens seinen Revolver, wie José ebenfalls einen solchen für Castilia zu sich gesteckt hatte. — Wurden die Flüchtigen wirklich draußen irgendwo angehalten, dann mußten sie sich ihren Weg mit Gewalt bahnen. Sie befanden sich ja nun einmal im Kriegszustande und Leben um Leben war überall die Losung.

Daß Castilia das Brecheisen richtig erhalten hatte und seine Freunde da zu finden erwartete, wo er ausbrechen konnte, war außer allem Zweifel. Wer aber konnte der andere Gefangene sein, den man zu ihm hineingesteckt hatte? und würde er sich der Flucht anschließen oder ihn hindern? — Es blieb ihnen keine Wahl als sich auf das erstere vorzubereiten. Gelang es ihm, seinen Mitgefangenen mit zur Flucht zu bewegen, so zweifelten sie auch nicht daran, daß er im Stand sein würde in der bestimmten Zeit die Mauer zu durchbohren, und so blieben ihnen ja

noch zwei volle Stunden, um jenen Augenblick abzuwarten.

Langsam gingen sie deshalb — bald nachdem es zehn Uhr geschlagen und die Posten abgelöst sein mußten, die Straße entlang, die nach der Plaza führte, und kamen dort an der Pulperia vorüber. Noch immer trieben sich dort müssige Soldaten herum; es war überhaupt keine Ordnung in der ganzen Mannschaft, denn die armen Teufel bekamen nicht einmal ihre rechtmäßige Löhnung, und um sie nur halbwegs bei guter Laune zu erhalten, durfte man nicht zu streng gegen sie verfahren. Sie thaten so ziemlich — gerade in dieser Zeit — was sie wollten, und wenn sie nicht direct zu desertiren versuchten, ließ man sie gewähren.

Jene Soldaten, die da vor der Schenke saßen, hatten allerdings ihre Musketen nicht bei sich, denn die Gewehre mußten sie auf der Wache stehen lassen, aber ihre Seitengewehre trugen sie doch und Lärm konnten sie ebenfalls machen, falls sie etwas Verdächtiges bemerkt hätten, worauf nur eine der Schildwachen ihre alte Flinte abzufeuern brauchte, um die ganze Wache auf die Beine zu bringen. — Gefährlich konnten sie also immer werden, aber was half's. Das Un=

ternehmen war begonnen und mußte durchgeführt werden.

Die Mauer nahm reichlich die Hälfte der Quadra oder Straße — bis zur nächsten Querstraße — ein, während an der andern Seite die Kirche mit einem alten Kloster lag. Gegenüber der Gefängnißmauer befand sich also keine Wohnung, so daß man von dort her wenigstens keine Störung zu fürchten brauchte. Oben an das Kloster schloß sich die Pulperia an, und die an der Mauer befindlichen Posten sollten auch nur diese bewachen, was ihnen jedenfalls eine sehr nutzlose Arbeit schien. Der obere schlenderte manchmal bis zur Pulperia hinauf, während der untere um die Ecke nach der Plaza zu trat, und mit den dort befindlichen Schildwachen plauderte. Es gab zuweilen Viertelstunden, wo sich Niemand in unmittelbarer Nähe des bezeichneten Platzes befand. Jetzt freilich, kurz nach der Ablösung, hielten die Leute noch ihren bestimmten Wachtgang ein. Da Teja aber schon seinen Säbel umgeschnallt hatte und das gelbe Band an der Mütze trug, fielen die beiden Freunde nicht im Geringsten auf und der erste Posten zog sogar das Gewehr vor ihnen an.

An der Stelle, die sich José gemerkt hatte,



wo Castilia's Zelle lag, blieben sie stehen und José entzündete ein Streichhölzchen, bei dem sie sich die Cigarren anbrennen konnten — das war etwas zu Natürliches, um aufzufallen. — José brachte dabei sein Ohr so nahe als möglich der Mauer — beim Himmel, da drinnen bohrte es — Castilia war an der Arbeit — also er hatte keine Schwierigkeiten bei seinem Mitgefangenen gefunden, aber jetzt galt es auch, das einmal Begonnene durchzuführen.

Doch was war zunächst zu thun? sollten sie den nächsten Posten gleich zu gewinnen suchen? Sie durften es nicht wagen, denn sie wußten nicht, wie viel Zeit Castilia gebrauchen würde, um sich frei zu arbeiten. — Gelang es ihm aber nicht bis zwölf Uhr, so war hier Alles vergebens gewesen und das Geheimniß sogar in fremden, feindlichen Händen.

Sie durften hier aber auch nicht zu lange stehen bleiben, wenn sie nicht Verdacht erregen wollten. Der untere Posten kam schon langsam auf sie zu und Arm in Arm schlenderten sie ihm deshalb entgegen.

An der Plaza liefen sie allerdings die Gefahr, daß sie von einem der sich dort herumtreibenden Officiere angeredet wurden — aber selbst

die Officiere kannten nicht alle ihre Kameraden — er konnte von Laguayra — von Victoria eben eingetroffen sein — eine Ausrede fand sich da leicht. Es redete sie auch Keiner an, und schräg über die Plaza, von der Wache weg hinüber schneidend, tauchten sie bald wieder in die gegenüberliegenden dunkeln Straßen ein.

Sollten sie jetzt einen Bogen machen und von oben noch einmal denselben Weg verfolgen? — Das ging nicht — dadurch hätten sie schon Aufmerksamkeit erregt, und das Beste war, sie zögerten hier eine kleine Weile und gingen denselben Weg zurück. Das konnte nicht auffallen. Wer wußte denn, ob sie nicht dort oben wohnten.

Beide waren aber so aufgeregt, als schüttelten ihre Glieder in Fieberfrost.

„Lassen Sie uns ein Glas Wein trinken," sagte endlich José.

„Gern — aber finden wir noch ein Haus offen?"

„Im Hôtel — es ist nicht so weit von hier und so lange Zeit haben wir noch — es ist besser, als wenn wir zum dritten Mal den Platz passiren müssen —"

„Und wenn wir dort Bekannte finden?"



„Seien Sie ohne Sorge — nur Fremde wohnen dort, am Meisten kehren Amerikaner da ein, denn der amerikanische Consul wohnt in dem Hôtel — Kommen Sie, Teja — ein Glas Wein wird uns Beiden gut thun, denn Sie besonders haben eine scharfe Nacht vor sich.“

„Aber kann ich mit meiner falschen Militairmütze — mit meinem Säbel dort einkehren?“

„Dort eher als irgendwo anders,“ erwiderte José, „denn in der gemeinsten Pulperia sind wir der Gefahr ausgesetzt, wirkliche Officiere der Gelben anzutreffen — dort aber nicht. — Ich würde Sie nicht hinführen, wenn ich uns nicht völlig sicher wüßte“ — und ohne Weiteres schritten die beiden jungen Leute durch einige Querstraßen dem Hôtel zu. José kannte auch den Platz genau. Nur ein paar gerade von Laguayra heraufgekommene Fremde, zwei Amerikaner und drei Franzosen, fanden sie dort, und sich an einen der Tische auf die überhaupt halb dunkle Veranda der ersten Etage setzend, ließen sie sich eine Flasche Xeres geben und rauchten ihre Cigarre dazu.

Jetzt schlug es draußen ein Viertel nach zehn.

„Wir müssen fort,“ flüsterte José — „ich

weiß nicht, mir läßt es keine Ruhe mehr — wenn wir die rechte Zeit versäumen, können wir Unheil anrichten.“

„Mir brennt der Boden schon lange unter den Füßen,“ rief Teja, indem er aufsprang und seinen Säbelgurt etwas fester schnallte. „Wollte Gott, ich säße erst wieder im Sattel. Auf meinen eigenen Füßen fühle ich mich nicht halb so heimisch.“

„Und sind Sie überzeugt, daß Sie Ihren Weg jetzt finden könnten?“

„Und wenn keine einzige Laterne in der Stadt brennte — nur nach dem Sternenlicht.“

„Gut denn! Vorwärts!“ Und die beiden jungen Leute schritten, ohne ein Wort weiter zu wechseln, die Treppe wieder hinab — die dies Hôtel ausnahmsweise hatte — und die Straße entlang, die sie auf's Neue der Plaza entgegenführen mußte.

Jetzt war es todtenstill da draußen — keinem einzigen Menschen begegneten sie mehr; nur hier und da an den Häusern, aber in langen Zwischenräumen lehnte ein schläfriger Nachtwächter, in seine Cobija gehüllt, denn die Luft wehte frisch vom Norden herunter und von der See her, —

hielt seinen Degen in der Hand und wünschte sich, daß es erst wieder Morgen wäre.

Auch die Soldaten der Plaza hatten sich in das Wachtlocal zurückgezogen — nur die beiden Posten standen zusammen im halboffenen Thorweg und plauderten dort mit Jemandem, der sich noch im Schatten des Gebäudes befand.

Ueber die Plaza kam ein höherer Officier zu Pferde, sein Thier ging einen kurzen Trab. Als er vor den beiden Freunden vorbeikam, blieb Teja stehen und grüßte militairisch. — Der Officier warf kaum einen Blick herüber, dankte flüchtig und ritt vorbei.

Jetzt erreichten sie die Ecke der Plaza und hatten die ziemlich öde Straße vor sich — die Schildwachen standen weiter oben zusammen und plauderten mit einander. Hatten sie Etwas gemerkt? — aber nein — in dem Fall würden sie ja augenblicklich Lärm geschlagen haben.

Sie schritten rasch die Straße hinauf, bis zu der Stelle, wo der Name an die Mauer geschrieben war: Viva el Gral Guzman — sie horchten einen Augenblick und es durchzuckte sie wie ein Blitz, als ein kleines Stückchen Backstein, das der Arbeitende nicht vorsichtig genug hereingenommen

hatte, hinaus auf die Straße und dicht vor ihren Füßen niederfiel.

Waren sie schon so weit, dann hatten sie auch den inneren Raum vollkommen frei und konnten in wenigen Minuten die letzten Schwierigkeiten weggeräumt haben. Der Augenblick der Entscheidung nahte und längeres Zögern war zur Unmöglichkeit geworden.

Der eine Posten hatte die beiden Männer dort stehen sehen und kam langsam, das Gewehr im Arm, die Straße herab. — José stellte sich so an die Mauer, daß er die Stelle, hinter welcher er jetzt den Freund wußte, verdeckte, und selbst Teja klirrte ein wenig mit seinem Säbel — sie waren Beide noch unschlüssig was sie thun, wie sie handeln sollten, denn ihre Sache wurde verzweifelt, sobald sich die Schildwache weigerte sie zu unterstützen.

Der Posten, der, wie er meinte, in dem einen der späten Wanderer einen Officier erkannte, ging ruhig vorüber und der Ecke der Plaza wieder zu. Wenn Castilia jetzt bereit gewesen wäre, so hätten sie es nur mit dem Einen da oben zu thun gehabt und ihren Weg vielleicht mit Gewalt erzwingen können.

„Bei Gott, die arbeiten rasch," rief José



leise, als er wieder einen Blick auf die Mauer warf — „sie nehmen die Steine nur so fort — seht das Loch da — ein Mann kann schon hindurch."

„Da kommt der andere Posten — laßt uns ihm ein Stück entgegengehen, daß wir die Stelle verdecken. Die andere Schildwache scheint unten zu bleiben. Vielleicht geht Alles leichter als wir dachten."

Langsam, um sich nicht zu weit von dem Ort zu entfernen, thaten sie jetzt ein paar Schritt die Straße hinauf. Oben die Pulperia war fast leer — nur zwei dunkle Gestalten standen noch in der matt erleuchteten Thür. Eine von diesen trat jetzt ebenfalls hinein, die andere blieb draußen und wandte sich, wie es schien, langsam die Straße herab.

Der Posten kam näher und war nur noch wenige Schritt entfernt. Teja hatte wieder ein Zündhölzchen in Brand gebracht und that, als ob er eine Cigarre anstecke. Dabei ließ er den Säbel wieder ein klein wenig auf dem Pflaster klirren. Der Posten kam dicht heran — wenn er sie passirte, mußte er das Loch in der Mauer sehen, ja Teja konnte sogar das Flüstern der Beiden hören.

„Buenas noches, Señores,“ sagte der Soldat, indem er, wie die vorige Wache, passiren wollte.

„Compañero,“ erwiederte da Teja, indem er vor ihn trat und die Hand auf seinen rechten Arm legte. „Willst Du heute Abend hundert Pesos verdienen und ein freier Mann werden?“

„Caracho, das ist viel auf einmal,“ meinte lachend der Soldat, der immer noch glaubte, er habe es mit einem Officier zu thun, „aber womit, Señor? Es ist lange her, daß ich keine hundert Reals gesehen habe.“

„Willst Du mit mir entfliehen?“

„Desertiren? — Wohin?“

„Einerlei, in's Land — fort, wo kein Krieg ist — hier hast Du Abschlagsgeld,“ und er drückte dem Soldaten eine Anzahl Dollar in die Hand, die dieser eben erstaunt betrachten wollte, als er hinter den beiden Fremden ein merkwürdiges Geräusch hörte.

Gerade gegenüber, an der andern Seite der Straße, ging jetzt auch der andere Soldat vorüber, um sein Wachtlocal wieder aufzusuchen.

„Wir haben hier zwei Gefangene, mit denen wir entfliehen wollen,“ flüsterte ihm der also gedrängte Teja zu, „Dein Glück ist gemacht, Com=



pañero. Der Eine ist eines reichen Mannes Sohn. Hundert Pesos und ein gutes Maulthier.“

„Caracho!“ rief der andere Soldat über die Straße herüber, der plötzlich einen dunkeln Gegenstand aus der Mauer herauskugeln sah, ohne jedoch unterscheiden zu können, was es eigentlich sei. — Der andere Posten von unten kam jetzt ebenfalls, aber noch immer langsam die Straße wieder herauf, denn dadurch, daß der Neger zwischen der Gruppe und ihm auf die Straße sprang, konnte er nicht deutlich erkennen, was sich da bewegte.

„Purisima!“ rief aber auch jetzt der Soldat neben Teja erschreckt, als plötzlich die riesige Gestalt des Negers dicht vor ihm auftauchte, und suchte seinen Arm von Teja's Griff los zu bekommen. Drüben war ein Zeuge, wenn er auch hätte der Verführung nachgeben wollen, wie sollte er hier entwischen können.

Der Neger enthob ihn aber jeder weiteren Zweifel, denn während er mit der linken Hand nach der Muskete griff, hieb er dem armen Teufel mit dem eisernen Brecheisen eins dermaßen über den Schädel, daß er lautlos auf der Stelle zusammenbrach.

„Fort!“ rief Samuel, und an seiner Seite war schon Castilia.

Der Soldat auf der andern Seite der Straße, der wohl merkte, daß hier Etwas nicht in Ordnung war, hatte sein Seitengewehr aus der Scheide gerissen und sprang mit wildem Fluchen auf die Gruppe zu, José aber unterlief ihn und schleuderte ihn mit solcher Gewalt auf das Pflaster nieder, daß er für einen Augenblick wie todt liegen blieb.

„Caracho! steht!“ schrie jetzt der andere Posten, der nun in vollem Lauf herankam, und aus der Pulperia vor ihnen sprang noch ein Soldat heraus, der letzte Gast, der sich, mit keinem Centabo mehr in der Tasche, nur noch wenigstens in Sicht der Flaschen eine Weile herumgetrieben und mit dem Wirth geplaudert hatte.

Der Posten wollte schießen, aber unter der Gruppe, die in diesem Augenblick die Straße hinauflief, sah er im Schein der Laterne eine Muskete blitzen — war das sein Kamerad? und vor ihm im Weg lag ein dunkler Körper. Jetzt hatte er diesen erreicht und merkte das Loch in der Mauer — rechts im Fahrweg lag auch Jemand und raffte sich gerade wieder empor — und der Todte da vor ihm — alle Teufel, da

lag ein Silber-Dollar — und da noch einer — da zwei — die fand er nicht oft auf der Straße — aber der Todte hier war ja sein Kamerad!

„Mord!" schrie er, so laut er schreien konnte, und feuerte nun sein Gewehr — aber noch in die Luft, als Signal ab, denn vorhin war ja auch ein Officier dabei gewesen, und auf den konnte er doch nicht schießen — der war es jedenfalls, der dort hinter Einem der Flüchtlinge herlief und ihn wieder einzufangen suchte. Durch das Geldaufnehmen hatte er freilich viel Zeit verloren.

Die vier Flüchtigen sprangen indeß die Straße hinauf, als der obere Soldat ihnen den Weg verrennen wollte; aber Teja's vorgehaltener Revolver machte ihn rasch zur Seite fahren: Sollte er sich fremder Leute wegen todtschießen lassen?

Unten an der Plaza hatte die dortige Wache ihre Gewehre aufgegriffen und war hinausgestürzt, aber sehen konnten sie Nichts mehr, denn eben bog der Trupp der Flüchtigen um die Ecke der Quadra.

José war an Castilia's Seite. „Nun, helf' Euch Gott!" rief er ihm zu, „daß Ihr auch dieser letzten Gefahr entgeht — hier den Re-

volver nehmt, wenn Ihr noch gezwungen wäret Euch zu vertheidigen."

„Wie soll ich Euch danken? — Aber welchen Weg schlage ich jetzt ein?"

„Ihr habt einen treuen Freund zur Seite, den Hauptmann Teja, der von der Laguna hereingekommen ist; er kann Euch auch Nachricht von den Euren geben. Eure Schwester ist bei uns gut aufgehoben — in den nächsten Tagen bringe ich sie Euch selber hinaus. — Jetzt hier wieder rechts um — dort gleich müssen die Pferde stehen — und dann fort, was sie laufen können!"

„Halt, quien vive?" schrie ein Sereno, der dort im Schatten der Häuser stand.

„Libertad!" brüllte ihm der Neger in's Ohr und versetzte ihm dabei einen so furchtbaren Schlag, daß er augenblicklich zusammenknickte.

Rechts im dritten Hause befand sich der Stall, in dem die Thiere bereit und gesattelt stehen sollten, und der Eigenthümer hatte seinen Auftrag gut erfüllt — aber natürlich nicht auf den Neger gerechnet.

„Nehmt Ihr das Pferd, Compañero," rief Castilia diesem zu, als sie das Hofthor aufwarfen und hineinsprangen.

„Ein Pferd?" fragte lachend Samuel Brown,



„daß ich ihm den Rücken bei den ersten drei Sprüngen zerbräche? Mich trägt keins, aber meine Füße sind desto besser. Kommt Ihr nur so flink hinter mir drein, als ich Euch voran bin" — und ohne sich aufzuhalten, floh er die Straße hinunter und war bald in eine der Biegungen verschwunden.

Teja und Castilia saßen im Nu im Sattel, und fort klapperten die Hufen über das Pflaster, daß die Funken stoben. — José aber schloß das Thor wieder und blieb da drinnen horchend stehen, um zu hören, wie rasch die Verfolger hinter den Flüchtlingen drein sein würden.

Es dauerte auch in der That nur wenige Minuten, so hörte er hastige Schritte in der Straße — und Stimmen stritten sich, welchen Weg sie nehmen sollten.

„Sie sind rechts umgebogen," rief Einer — „sie wollen uns irre führen."

„Den Teufel sind sie," rief ein Anderer — „die nehmen den geraden Weg nach den Bergen, darauf könnt Ihr Euch verlassen. Feuert Eure verdammten Gewehre ab, um die Wachen zu alarmiren, ich hab' es Euch lange genug gesagt. Die laufen vor dem Tod und wir holen sie doch nicht ein."

Jetzt knatterten dicht vor dem Hofthor, hinter dem José stand, vier oder fünf scharfe Schüsse in die Luft hinein — mochten die Kugeln schlagen, auf welches Dach sie wollten.

„Wir hätten die andere Straße nehmen sollen," sagte wieder eine Stimme. „Ihr wolltet aber nicht hören — hier kamen sie gar nicht vorbei. Und der Neger ist mit fort."

„Ach, der möchte zum Teufel gehen, aber der Bursch, der morgen früh erschossen werden sollte, und der Skandal, den jetzt Bruzual machen wird. — Na, Gott sei Dank, daß ich Nichts damit zu thun hatte."

Die Stimmen wurden undeutlich. Die Leute hatten jedenfalls auf irgend ein Zeichen von außen her gewartet, und da sie das nicht erhielten, nahmen sie die Verfolgung, jetzt ziemlich hoffnungslos, wieder auf.

Der Eigenthümer der Pferde stand neben José.

„Daß alle die gelben Canaillen der Böse hole," brummte er ingrimmig vor sich in den Bart — „aber sie werden ihre Rolle hier wohl bald ausgespielt haben — verdamm' sie, und dann wünsch' ich mir nur Eins, daß die Blauen den

Falcon erwischen, um ihn für die Semana santa auszustopfen und als Judas Ischarioth zu verbrennen. Blutegel, verdammter. — Mir haben sie schon sieben von meinen besten Pferden aus dem Stall geholt, und gesegnet der Real, den ich für eins von ihnen je bekommen werde — nicht einen Centavo, und das nennen sie das Land regieren."

„Glaubt Ihr, Amigo, daß es möglich ist jetzt nach meinem Haus zu kommen?"

„Wenn Ihr aufgegriffen und beigesteckt sein wollt, könnt Ihr's ja versuchen, dann wäre ich die beiden Pferde vielleicht auch los. Wenn Ihr aber einen vernünftigen Rath annehmen wollt, so legt Ihr Euch hier in eine Hängematte, und schlaft bis die Sonne über die Dächer scheint."

„Ich glaube Ihr habt Recht; die ganze Garnison scheint auf den Füßen zu sein, jetzt haben sie auch die Cavallerie herausgetrieben."

Ueber das Pflaster klapperten die Hufe einer Anzahl Reiter, die in voller Flucht die Straße entlang kamen. Diese schienen aber unter besserem Befehl zu stehen. Wie ein Wetter sausten sie an dem Haus vorüber, und dem Geräusch nach kam es den Lauschenden fast so vor, als ob

sie sich an der nächsten Ecke getheilt und zwei verschiedene Wege eingeschlagen hätten. Dann war eine Zeit lang Alles ruhig — ob sie die Verfolgung aufgegeben? — ob sie draußen mit dem Eifer fortgesetzt wurde? es ließ sich von hier innen nicht unterscheiden und der Pferdevermiether hütete sich wohl seinen Thorweg wieder zu öffnen.

Jetzt endlich kamen wieder Einzelne zurück und zugleich konnte José deutlich unterscheiden, daß eine Patrouille die Straße herab marschirte. Es war also doch gut, daß er das Haus nicht noch in der Nacht verlassen hatte, denn wäre er von einer solchen aufgegriffen worden, so konnte sich der Verdacht leicht auf ihn lenken. — Was halfen ihnen jetzt freilich die Patrouillen. Von den Bewohnern der Stadt, die das Schießen gehört, öffnete Keiner seine Thür, und die paar Menschen, die sie wirklich aufgegriffen, mußten sie wieder laufen lassen, denn es stellte sich bald heraus, daß sie mit der Flucht der Gefangenen auch nicht in der geringsten Verbindung standen.

Die einzige Person nur, der diese Flucht einen großen Spaß machte und die fortwährend über

den Hof auf und ab ging und sich vor lauter Vergnügen die Hände rieb, war höchst merkwürdiger Weise der Schließer des Carcels selber.

Zuerst allerdings, wie die Soldaten hereinstürmten und ihn anfuhren, daß er einen oder zwei Verbrecher habe entspringen lassen, erschrak er natürlich und zitterte an allen Gliedern, denn daß er selber jetzt eingesperrt werden würde, lag außer allem Zweifel. Wie er aber die Zellen revidirte — denn von außen konnte man nicht gleich beurtheilen, welche Nummer es im Innern war — und an No. 37 kam, das Nest ausgeflogen und hinten in der Wand das große Loch fand, da glänzte sein ganzes Gesicht vor innerlichem Vergnügen, denn ihm konnte jetzt gar Nichts auf der Welt passiren.

Er freute sich aber nicht etwa darüber, daß der zum Tod Verurtheilte entkommen sei — was kümmerte ihn der — er wäre ihn am nächsten Morgen doch losgeworden — nein, er hatte sich geweigert, den dicken Neger dort mit hinein zu stecken, und der Officier der Wache ihn dazu gezwungen. Nun hatten sie's. Er konnte selbstverständlich nicht hinten und vorn vor dem Gefängniß zu gleicher Zeit sitzen und auf die Gefangenen Acht geben. Was da draußen geschah,

ging ihn hier drinnen Nichts an. Und das Werkzeug, womit sie ausgebrochen waren? denn deutlich konnte man an der Mauer die breiten Spuren eines eisernen Meißels, und besonders an den Stellen erkennen, an denen im Anfang Castilia die verunglückten Versuche gemacht hatte, einen Stein zu lösen. Bah, das hatte der Neger jedenfalls bei sich geführt, und es war ihm ja nicht einmal erlaubt gewesen ihn anzurühren. Er sollte ihn ja ruhig und gebunden so liegen lassen bis zum andern Morgen.

Vor allen Dingen confiscirte er jetzt das Kistchen mit den kaum berührten Lebensmitteln, in dem er auch noch eine volle Flasche Wein fand. An dem entdeckte er aber bald genug den Schieber, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Kistchen auseinander zu schlagen und die unteren Theile zu verbrennen. Das wußte jetzt Niemand wie er, und daß er sich nicht den Mund damit verbrannte, war gewiß, denn darüber hätte er können zur Strafe gezogen werden.

„Ob die Canaillen nicht mit allen Hunden gehetzt sind," brummte er vor sich hin, als er das Holz auseinander brach, „das hätt' ich nur wissen sollen. Und der verdammte Neger, der

mir noch einen Tritt vor den Leib gab, als wir ihn hinein schleppten. Bah, ich krieg' ihn vielleicht ein ander Mal wieder, und den kenn' ich jetzt, darauf kann er sich verlassen.“

6.

Zwei Familien.

José verließ das Haus des Pferdevermiethers erst wieder mit Sonnenaufgang, und nachdem er vorher, so gut es anging, Toilette gemacht, um keine übernächtigen Zeichen an sich zu tragen. Er nahm auch absichtlich den Weg durch dieselbe Straße, an der das Carcel lag, und bemerkte schon oben an der Ecke eine Menge Menschen, die vor dem in die Mauer gebrochenen Loche standen und die Geschichte und die Gerüchte der letzten Nacht erzählten.

Wie ein gerade Vorübergehender mischte er sich dann unter die Leute und frug, was da vorgegangen sei; aber das Volk lachte. Sie freuten sich Alle, daß der „Spion der Blauen" durchgekommen sei, wenn sie es auch nicht direct aus-

sprachen, und er erfuhr jetzt — natürlich mit Uebertreibungen — sein eigenes Abenteuer.

Der Erzählung nach sollte ein ganzer Trupp der „Blauen" in dieser Nacht in die Stadt geschlichen sein. Hier hatten sie dann die Mauer aufgebrochen, die Wache dabei niedergeschlagen und waren nachher im Triumph mit den Befreiten wieder abgezogen und auch glücklich entkommen.

„Also man hat sie nicht wieder bekommen?"

„Kein Gedanke daran," riefen lachend die Leute, „werden sich hüten und sich fangen lassen. Eben sind die letzten Soldaten wieder zurückgekommen und die Reiter auch schon wieder da. Es heißt, daß ein Trupp der Blauen gerade da drüben hinter den Bergen liegt, und auf der Plaza stellen sie sich jetzt auf und wollen hinausmarschiren."

José hätte laut aufjubeln mögen, und in solcher Erregung fühlte er sich, daß er jetzt nicht wagte, über die von Menschen gedrängte Plaza zu gehen. Er kehrte um, bog dann rechts ein und erreichte seine Wohnung auf einem, zwar etwas weiteren, aber wenig begangenen Weg, traf aber dort gerade zur rechten Zeit ein, um eine

schwere Sorge von den Herzen seiner Eltern zu nehmen.

Er fand die ganze Familie schon angekleidet und in äußerster Unruhe im Frühstückszimmer versammelt; ja der Vater war eben im Begriff gewesen, selber auszugehen und ihn aufzusuchen.

„Um Gottes willen, José, wo bist Du die Nacht gewesen?“ rief ihm die Mutter entgegen und warf sich an seine Brust. „Ach was für Sorge hast Du uns gemacht, und die Unruhe — das Schießen in der Stadt — was ist nur vorgefallen?“

„Nichts das ich wüßte, Mütterchen,“ antwortete der junge Mann. Alle die jüngeren Kinder waren im Zimmer und zwei von den Dienstboten, und er hielt es nicht für rathsam, in deren Gegenwart das Geschehene zu erzählen; „ich bin mit Teja noch lange im Hôtel bei einer Flasche Wein gesessen; wir hatten von so Manchem zu sprechen, und da es zu spät wurde und ich Euch nicht mehr stören wollte, warf ich mich dort in eine Hängematte und blieb da.“

„Und an uns hast Du dabei gar nicht gedacht?“

„Gewiß — aber nicht, daß Ihr Euch deshalb ängstigen könntet.“



„Aber diese Unruhe in den Straßen, was bedeutet das?" frug der Vater.

„Wie ich eben unterwegs hörte, fürchtet man, daß ein Trupp der Blauen bis nahe an die Stadt gekommen wäre, und an der Plaza stellte sich das Militair auf, um hinaus zu marschiren. Ich glaube aber nicht daß an dem Gerücht auch nur ein wahres Wort ist; was sollte ein Trupp der Blauen hier in der Nähe von Caracas ausrichten wollen. Er könnte höchstens abgeschnitten werden."

„Du siehst so verwildert aus, José," meinte die Mutter, die ihn ängstlich und mit sorgenden Blicken betrachtet hatte.

„Ein wenig übernächtig, liebe Mutter; ich gehe jetzt auf mein Zimmer und wasche mich und ziehe mich um."

„Bis dahin ist auch das Frühstück fertig."

„Desto besser, denn ich habe Hunger," und damit eilte er über den kleinen Hof.

Ana war mit in dem Zimmer gewesen und hatte, als er's betrat, seinem freundlichen Gruß still und gedrückt gedankt, aber kein Wort mit ihm gesprochen. Eine Frage nach dem Bruder lag ihr wohl auf den Lippen, aber sie wagte nicht ihr Ausdruck zu geben. Wozu auch? Hätte er etwas Gutes von ihm gewußt, so würde er es

selber rasch genug ihr mitgetheilt haben, und das Schlimme? Ihr Herz bangte vor dem Augenblick, wo sie es ja doch einmal erfahren müsse.

Der alte Gonzales hatte seinen Hut wieder abgelegt und ging mit auf den Rücken gelegten Händen auf der Veranda hin und her. Als José das Haus betrat, lag Etwas in seinem Blick, das ihn beunruhigte — etwas wie Scheu, wie er sich überall umsah. — Seine Worte beruhigten ihn auch nicht — es war jedenfalls irgend Etwas vorgefallen, und er mußte es erfahren.

José brauchte zu seiner Toilette heute Morgen ziemlich lange Zeit. Der Frühstückstisch stand schon gedeckt und der Diener frug eben an, ob er die Speisen auftragen solle, als Gonzales erschreckt emporfuhr, denn draußen vor seiner Hausthür wurden plötzlich Gewehrkolben auf das Pflaster niedergestoßen und zu gleicher Zeit ein paar heftige Schläge mit dem Thürklopfer gegen das Thor gethan. Was war das? — galt es dem Sohn?

Der Bursche sprang hinaus um zu öffnen, fuhr aber auch im nächsten Augenblick zurück, als ein Officier die Thür aufstieß und, von etwa zwanzig Mann gefolgt, das Haus betrat. — Andere standen noch auf der Straße, und in der

That war das ganze Gebäude mit dem Waarenlager und Geschäftslocal so eingeschlossen worden, daß man sogar in die Nachbarhäuser Patrouillen geschickt hatte, um die Scheidemauern zu überwachen. Der Rücken des Hauses war außerdem schon durch hohe feste Mauern eingeschlossen.

Der Officier schritt indessen, von seinen Leuten gefolgt, gerade in den Hof, an dem ihn Gonzales, anscheinend wohl ruhig, aber doch mit ängstlich klopfendem Herzen erwartete, nahm aber vor der Hand noch gar keine Notiz von ihm und beschäftigte sich nur mit seiner Mannschaft.

„Vertheilt Euch jetzt — Ihr seht selber wie das Haus gebaut ist, und postirt Euch so, daß Ihr jeden möglichen Ausgang, Mauer und Dachfenster genau im Auge habt. Wo sich irgend Jemand an einer ungewöhnlichen Stelle oder flüchtig blicken läßt, gebt Feuer. Wenn Ihr aber den Burschen bekommt, so schießt mir ihn nicht gleich auf der Stelle todt, sonst verderben wir ihm das Vergnügen des Hängens.“

„Was wünschen Sie? Wen suchen Sie hier, Señor?“ frug Gonzales jetzt, der diese Vorbereitungen nicht begreifen konnte, denn kamen die Soldaten wirklich, um seinen Sohn zu suchen,

so würden sie doch wohl erst nach ihm gefragt haben.

„Von Ihnen vor der Hand Nichts," fertigte ihn der junge Officier, der ein sehr freches und gemeines Gesicht hatte, kurz ab. „Sie haben sich hier ruhig zu verhalten, bis Sie gefragt werden. Aber halt! Eins muß ich wissen. Wohnt ein Mädchen in Ihrem Hause? Die Tochter des Rebellen Castilia?"

„Eine Señorita Castilia befindet sich allerdings bei mir — was wünschen Sie von ihr?"

„Wenn ich Etwas von ihr wünsche, werde ich es ihr schon selber sagen," höhnte der gelbe Bursche — „für jetzt habe ich hier Nichts zu wünschen, sondern zu befehlen."

„In meinem Hause?"

„In Ihrem Haus, Señor, und wenn Sie wissen was Ihnen gut ist, so schweigen Sie, oder ich lasse Sie augenblicklich abführen. Wo ist Ihr Sohn?"

„Mein Sohn? In seinem Zimmer."

Der Officier wandte sich ab, und Gonzales, der wohl sah, daß er hier gegen die rohe Gewalt Nichts ausrichten könne, schwieg ebenfalls.

José, der den Lärm gehört hatte, trat in seine Thür und betrachtete sich erstaunt die Scene.

Der Officier nahm aber gar keine Notiz von ihm, sondern schritt jetzt in die erste Stube vorn und befahl zweien von seinen Leuten, den Raum genau zu untersuchen, und wohin sie nicht sehen könnten, nur mit ihren Bayonnetten zu stoßen. — Dies Zimmer war aber gerade der Gesellschaftssalon der Familie, und es wäre nicht möglich gewesen, daß sich Jemand dort hätte verstecken können. Ein Posten wurde ebenfalls an die Thür gestellt und nun nach der Reihe im Haus fortgefahren, um jeden Winkel auf das Sorgfältigste zu durchstöbern. Die Damen wollten anfangs Schwierigkeiten machen, wurden aber in so roher Weise zur Ruhe verwiesen, daß sie scheu der Gewalt wichen.

Alles wurde hier, noch dazu unter den rohen Scherzen dieses Jungen in einer Officiersjacke, durchgewühlt, Küche und Boden, Speisekammer und Mädchenstuben bis in das Kleinste hinab, und der Herr in der Uniform schien immer schlimmerer Laune zu werden, als sie gar Nichts fanden, woran der geringste Verdacht hätte haften können.

Ana hatte todtenbleich und mit ängstlich klopfendem Herzen diesem rücksichtslosen Treiben der Soldaten zugesehen, aber selbst Gonzales,

so ruhig und gleichmüthig er sich bis jetzt betragen, lief zuletzt die Galle über.

„Komm, José," sagte er, während der Officier gerade an des Sohnes Stube gehen wollte — „wir können ja indessen immer frühstücken und ein Glas Wein trinken, während die Herren da unser Haus durchstöbern."

„Ich danke Dir, Vater, ich ziehe es doch vor lieber dabei zu bleiben — man kann nicht wissen."

„Glauben Sie, daß Sie von Soldaten der Republik bestohlen werden?" fuhr ihn der Officier, der den Sinn der Worte nicht gut mißverstehen konnte, in voller Wuth an.

„Ich habe etwas Derartiges nicht geäußert, Señor," erwiderte José mit einem kaum unterdrückten Lächeln. „Wie kommen Sie auf den Gedanken?"

„Der Officier sah ihn zornig an, und die Untersuchung wurde fortgesetzt, während ihnen aber der junge Mann nicht von der Seite ging und besonders den Soldaten fortwährend scharf auf die Finger sah. Ebenso machte sich José ein Vergnügen daraus, mit in die Küche zu gehen, als sie an dieser beginnen wollten, und rief dabei Jean zu, das Silberzeug alles zu-

sammen zu nehmen und vorn in das Frühstückszimmer zu tragen.

Der Officier biß sich auf die Lippen, aber er hatte kein Recht eine Gegenordre zu geben, und Alles, was er thun konnte, war: die Familie auf das Aeußerste zu belästigen, indem er sich Alles aufschließen ließ, wo sich kaum eine Katze, geschweige denn ein Mensch hätte verstecken können. Aber es war Alles vergebens, denn den, welchen sie suchten, fanden sie nirgends, und es blieb dem Commandirenden zuletzt nichts Anderes übrig, als seine Mannschaft wieder zurückzuziehen. Vorher ließ er sie aber noch einmal auf dem Hof aufmarschiren, und verlangte dann mit frecher Miene „la muchacha" — „das Mädchen" zu sprechen — die Tochter des Rebellen.

Auf seinen Säbel gestützt, den Kopf und Oberkörper zurückgeworfen, stand er dabei mitten im Hof — ein Bild bodenloser Gemeinheit.

Es war der nämliche gelbe Bursche mit den eckigen Augenbrauen, eine Mischlingsrace von Mulatte und Indianer, der sich schon in der Officierstube hervorgethan.

José zuckte es in den Armen, den frechen Gesellen am Kragen zu nehmen, aber er wußte

dann auch recht gut, daß er ihm dadurch nur erwünschte Gelegenheit gegeben hätte, seinen Unmuth an irgend wem auszulassen, und was konnte er allein gegen das ganze Piquet der Bewaffneten ausrichten?

Ana, in ihrem einfachen schwarzen Kleid, das Antlitz fast noch bleicher als die schneeige Krause, die ihren Hals umschloß, trat vor und frug mit leiser zitternder Stimme, was er wünsche.

„Wo ist Ihr Bruder?" fuhr sie der Bursche mit rauher Stimme an.

Ana zitterte; sie hatte in dem kleinen häßlichen Menschen schon lange einen der Officiere erkannt, die sich damals an Bord des Dampfers mit gezogenen Säbeln auf ihren Bruder geworfen und ihn niedergeschlagen.

„Mein Bruder?" antwortete sie verwirrt über die Frage, „so viel ich weiß in Gefangenschaft, oder — Gott der Barmherzige," rief sie entsetzt, als ein anderer Gedanke ihr Hirn durchzuckte — „sollte er nicht mehr leben?"

Der Officier beobachtete sie scharf mit den kleinen, zusammengekniffenen Augen und konnte sich selber nicht verhehlen, daß sich die Schwester nicht verstellte. Sie wußte in der That Nichts

von der Flucht des Gefangenen, aber als sein Blick auf ihr haftete, verzogen sich seine häß- lichen Züge zu einem höhnischen und malitiösen Lächeln, und sich zu seinem neben ihm stehenden Unterofficier, ebenfalls einem Sambo, wendend, sagte er hämisch:

„Das ist die Dirne, wegen der neulich unser armer Benito von dem blauen Schuft erschossen wurde; aber wir werden doch noch das Ver- gnügen haben, ihn dafür hängen zu sehen."

„Señor," rief da José, der sich nicht länger mäßigen konnte, indem er dicht vor den Officier sprang, „ich werde direct zu General Bruzual gehen, um mich bei diesem zu erkundigen, ob es in seiner Absicht liegt, daß seine Untergebenen anständige Damen in den Bürgerhäusern von Caracas insultiren. Eine Genugthuung für dieses freche Benehmen behalte ich mir dann später selber vor."

„Señor!" rief der Officier, in die Höhe fahrend.

„Señor?" sagte José kalt, indem er ihm fest in's Auge sah.

„Ich werde Ihr Betragen zur Meldung bringen. Nehmen Sie sich überhaupt in Acht, denn Sie könnten in den nächsten Tagen selber

alle Hände voll zu thun haben, um sich gegen verschiedene Anklagen zu vertheidigen."

José lächelte, erwiderte aber Nichts und drehte dem Officier einfach den Rücken, und dieser, der sich in der Gesellschaft nicht recht wohl fühlen mochte, schien auch die Drohung mit General Bruzual nicht ganz zu mißachten. Bruzual duldete allerdings keine solchen Uebergriffe und er war selber schon einmal von ihm deshalb gestraft worden. Sich wieder direct an Gonzales wendend, forderte er diesen auf, ihm das Lagerhaus und die Geschäftsräume, die ebenfalls umstellt waren, aufzuschließen, um dort genaue Revision zu halten. Der alte Herr willfahrte ihm auch mit dem größten Vergnügen, aber das Resultat blieb dasselbe. Nicht das geringste Verdächtige wurde gefunden, viel weniger denn ein irgendwo versteckter Mensch, worauf es doch jedenfalls abgesehen schien.

Nach etwa anderthalb Stunden wurden die Soldaten wieder durch Signal zusammengerufen und aufgestellt, die Trommel rasselte, die tapferen Krieger marschirten die Straße hinunter, und die neugierige Menge, die sich indessen vor dem Haus gesammelt hatte, verlief sich nach und nach.

Ana war auf einen Stuhl gesunken und

barg das Antlitz in den Händen. José's Mutter stand neben ihr und sprach ihr Trost ein, und die Kinder kauerten neben ihr auf der Erde und betrachteten sie mitleidsvoll. José konnte den Jammer nicht länger mit ansehen und doch wußte er nicht, wie er Kinder und Dienstboten entfernen sollte. Es war auch jetzt kein Zweifel mehr, daß die ausgeschickten Soldaten in dieser Nacht keinen Erfolg gehabt, man hätte sonst wahrlich nicht in ihrem Haus nach dem Entflohenen gesucht. Er mußte dem armen Mädchen Trost einsprechen, und ohne sich lange zu besinnen, schritt er auf sie zu, blieb vor ihrem Stuhl stehen und faßte ihre Hand.

„Señorita," sagte er dabei leise und freundlich, „wollen Sie mir erlauben, einmal ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen, und — eine Frage gestatten Sie mir wohl: Fühlen Sie sich stark genug, in der allernächsten Zeit die Reise nach der Lagune antreten zu können?"

„Ja!" rief Ana, indem sie rasch, aber mit thränenden Augen zu ihm aufsah — „ja, Sie haben Recht — ich fühle, daß ich Ihnen hier nicht länger zur Last fallen und Ihr stilles Haus dem Verdacht und Mißtrauen der Regierung aussetzen darf. O zu lange habe ich schon Ihre

Güte mißbraucht — zürnen Sie mir nicht deshalb."

„Aber Ana," rief Beatriz, indem sie ihre Arme um ihren Nacken schlang — „so hat es doch José wahrhaftig nicht gemeint! — Nicht wahr, José — o sprich doch zu ihr — sie darf sich ja auch nicht noch deshalb kränken und betrüben." —

José schwieg, und selbst sein Vater, wenn ihm auch die ganze Sache fatal genug sein mochte, sah ihn verwundert an; aber José's Blicke hingen an der gebeugten, ja ineinander gebrochenen jugendlichen Gestalt, und noch immer ruhte seine Hand auf der ihren. Jetzt faßte er leise ihren Arm und sagte freundlich:

„Bitte, Señorita, stehen Sie einen Augenblick auf — wir können leichter Alles besprechen, wenn wir ungestört sind — Beatriz ist immer gleich so leidenschaftlich — nur einen Moment — ich muß mir in Etwas, das aber auch gerade auf Ihre Reise Bezug hat, Ihren Rath erbitten."

Ana sah ihn erstaunt an, aber sie gehorchte der Aufforderung — nur die Kniee zitterten ihr so, daß sie sich kaum aufrecht erhalten konnte. — José bemerkte das, zog ihren Arm in den seinen und sagte: „Stützen Sie sich auf mich, ich —

habe Ihnen Gutes zu melden," setzte er dann mit einem Flüstern hinzu.

Das junge Mädchen bedurfte jetzt wirklich der Stütze, so traf es sie wie ein jäher Schreck. — Gutes? oh, sie war ja gar nicht mehr gewöhnt, Gutes von irgend eines Menschen Lippen zu hören. — José ließ ihr aber keine Zeit zu einer weiteren Frage; ihren Arm festhaltend, schritt er mit ihr quer über den Hof, zwischen den dort eingepflanzten Bäumen hin, und während er sich ein wenig zu ihr niederbog, sagte er leise:

„Muth! Muth! liebes Fräulein — halten Sie den Kopf aufrecht — es ist Alles gut — Sie kehren jetzt zu Ihren Eltern zurück und haben keine Sorge weiter auf der Welt als die, die wir Alle theilen — unser Vaterland."

„Keine Sorge weiter? — oh mein Gott! Mein Bruder?"

„Ist gerettet — ruhig, ruhig — nehmen Sie sich zusammen — die Kinder dürfen noch Nichts davon erfahren, denn sie können die kleinen Mäulchen nicht halten, und die Diener" — er warf den Blick zurück, aber die Diener hatten die Veranda verlassen, um aus der Küche das so lange versäumte Frühstück herbeizuholen.

„Aber ich begreife nicht," stöhnte Ana, die

ihr Herz mit der Hand halten mußte, so fühlte sie es schlagen.

„Teja und ich waren im Complot," fuhr José fort, „sehen Sie nur, wie Mutter und Großmutter da herüber gucken und so gern wissen möchten, was wir Heimliches mit einander zu besprechen haben — aber sie erfahren es noch immer früh genug, und Sie sollten die Erste sein, die Kunde davon bekam. — In der kleinen Kiste mit Lebensmitteln steckte ich ihm ein Werkzeug zu, mit dem er sich durch die Mauer arbeiten konnte — er war zum Tod verurtheilt und keine Zeit mehr zu versäumen."

„Zum Tod! Heilige Jungfrau."

„Sorgen Sie sich nicht, er ist jetzt weit genug und in Sicherheit — gestern Abend brach er aus — wir Beide, Teja und ich, erwarteten ihn auf der Straße; mit den Schildwachen wurden wir fertig — Pferde standen bereit, mit Waffen war er auch versehen, und hinein ging's in die stille Nacht und in die freien Berge."

„Aber das Schießen gestern Abend — haben sie auf ihn geschossen."

„Alarmschüsse, weiter Nichts — die Soldaten verloren gewiß die Fährte — frisch und frei streift er jetzt durch die Berge, und daß sie

ihn nicht wiederbekommen haben, beweist Ihnen die Nachsuchung heute Morgen, da sie ihn vielleicht hier im Haus versteckt glaubten."

„Und Señor Teja?"

„Ist an seiner Seite und außerdem noch ein kräftiger Neger, der mit ihm zusammen gefangen saß — er ist frei wie der Vogel in der Luft."

„Frei — frei — frei," flüsterte das arme Mädchen, aber in einem Jubel, der ihr die Brust zu sprengen drohte — hinausjauchzen hätte sie es mögen in die Welt — „und Sie — Sie haben ihn gerettet!" Sie konnte nicht weiter, fast krampfhaft schlang sie den linken Arm um ihn, und wäre jetzt zu Boden gesunken, wenn er sie nicht aufrecht gehalten hätte.

Jetzt eilte aber auch die Mutter und Großmutter herzu, und Ana, die sich rasch von ihrer augenblicklichen Schwäche erholte — denn die Freude heilt ja bald wieder, was sie allzu plötzlich vielleicht verschuldet hat, warf sich der Mutter José's an die Brust und flüsterte ihr in hastigen Worten ihren Jubel zu. — Den Frauen liefen auch die großen Thränen an den Wangen nieder, und die Dienstleute, die das Essen herausbrachten, wußten sich nicht zu erklären,

woher es kam, daß sie auf einmal lauter freudige Gesichter sahen.

Und jetzt allerdings wurde die Abreise Ana's besprochen, aber mit anderen Gefühlen als vorher, denn es drängte das junge Mädchen selber, die Heimath zu erreichen, wo ja die Eltern und der ihr neu geschenkte Bruder ihrer harren würden.

Doch hatte er auch wirklich das Lager der Freunde glücklich erreicht? — so viele Posten und Besatzungen der Feinde lagen noch zwischen hier und dort, daß er ja leicht einem oder dem andern derselben in die Hände fallen konnte. José beruhigte sie aber bald darüber. Teja wie Castilia waren allerdings der verschiedenen Nebenwege nicht so kundig, aber sobald sie sich nur fern von der Hauptstraße hielten, brauchten sie gar nicht zu fürchten, irgend welchen Regierungstruppen zu begegnen, die sich ja gar nicht abseits von ihren größeren Trupps wagen durften. Erstlich wären ihnen die Soldaten jedenfalls selber desertirt, und dann fühlten sie sich auch gar nicht sicher, im Bergland von den dort sich sammelnden Haufen der Blauen abgeschnitten und aufgerieben zu werden. Außerdem fanden aber auch die Flüchtigen in jedem

Haciendero einen Freund und Bundesgenossen und konnten sich in den Kaffeepflanzungen, wenn ihnen wirklich einmal eine zufällige Gefahr drohte, mit größter Leichtigkeit versteckt halten. — Ana brauchte Nichts mehr für die Sicherheit der Freunde zu fürchten.

Das Nähere über die Flucht versprach José ihr jedoch später zu erzählen, wenn sie einmal ungestört wären — die Leute im Haus durften das natürlich nicht erfahren.

Welche Veränderung hatte aber die kurze Stunde — ja kaum so viel —, in der das Alles besprochen wurde, in Ana's lieben Zügen hervorgebracht. José hatte sie nur gänzlich niedergeschlagen, die Augen mit Thränen gefüllt oder roth von Weinen, die Lippen schmerzdurchzuckt und das Antlitz bleich und gramentstellt gesehen, und wie verwandelt hatte sie die Kunde von des Bruders Rettung. Ein Lächeln war auf diese Wangen zurückgekehrt, und mit dem Lächeln zwei herzige Grübchen, und als sie jetzt, in der Erinnerung an das Ueberstandene, ihre Fahrt von Laguayra herauf mit einem riesigen Neger erzählte, blitzten die Augen wieder in lauter

Fröhlichkeit und ein leichter Rosenhauch legte sich über die edlen Züge. Sie hatte keine Ahnung, daß ihr Bruder gerade der Körperkraft jenes, ihr damals so widerlichen Schwarzen zum großen Theil seine Freiheit verdanke.

Es wurde nun beschlossen all' ihre, wie ihres Bruders Sachen zusammen zu packen und sie einem der Güterkarren zu übergeben, die von den fernen Haciendas mit Kaffee nach Caracas kamen und dann gewöhnlich leer, oder doch nur mit wenigen Gütern beladen zurückgingen. Dauerte es dann auch etwas länger, so wurden diese Züge doch nur in sehr seltenen Fällen belästigt; man hätte ja sonst den ganzen Handel von Caracas selber abgeschnitten. Für sich selber und seinen jungen Schützling mußte José natürlich einen eigenen Wagen nehmen.

Wie er aber nur ausging, um sich danach zu erkundigen, erfuhr er von dem Pferdeverleiher daß die Straße plötzlich, ohne zu sagen wie lange das dauern würde, für alle Reisenden gesperrt sei. Er hatte an dem nämlichen Morgen einen Wagen mit drei Damen selbst nur nach Victoria expediren wollen, das Fuhrwerk war aber schon unmittelbar vor der Stadt, wo es ein Piquet anhielt, zurückgewiesen und der

Kutscher bedeutet worden, keinen zweiten Versuch zu machen, bis er sich eine Erlaubniß vom Generalcommando geholt. Und sollte er, jetzt gerade, wagen darum anzuhalten? Es war jedenfalls besser, sie ließen noch ein paar Tage darüber hingehen, bis die Herren Soldaten eingesehen hatten, daß sie die Flüchtigen auf diese Weise nicht wieder bekommen würden. Nachher fuhren Wagen wieder frei aus und ein und keine Patrouille kümmerte sich mehr um sie, oder würde sie belästigen.

Als er zurückkehrte, um seinen Eltern und Ana die Nachricht zu bringen, mußte er das Haus der Señora Corona passiren. Kaum zwanzig Schritt noch von ihrer Thür entfernt, traf er auf den jungen Hierra, der ihn augenblicklich an einem Knopf festhielt.

„Weißt Du es schon, José? — in dieser Nacht ist Castilia mit einem Neger, den sie ihm in die Zelle geworfen, ausgebrochen und glücklich entkommen. — Das ist famos. Heute morgen wollten sie ihn erschießen, und nun ist der Bande der ganze Spaß verdorben.“

„Das also war der Spectakel in der Nacht?“ — erwiderte José, der nicht daran dachte, den zwar braven, aber oft viel zu leidenschaftlichen

jungen Freund gleich zum Vertrauten zu machen. „Dann haben sie auch deshalb bei uns heute Morgen Haussuchung gehalten. Ich konnte mir gar nicht erklären weshalb?“

„Bei Euch? — aber wie kommt Ihr dazu?“

„Auf die leichteste Art; Castilias Schwester wohnt bei uns, und sie vermutheten vielleicht, daß sich der Gefangene dorthin geflüchtet hätte.“

„Sehr wahrscheinlich,“ meinte Hierra, „aber Caramba, die Herren werden mit jedem Tage frecher — sieh nur, wie sie hier überall die Häuser derer mit ihren ekelhaften Generalsnamen beschmiert haben, von denen sie wissen, daß sie zu unserer Partei halten. Wir ließen neulich unser Haus frisch anstreichen und in der nächsten Nacht noch auf der frischen Farbe hatten sie Alles vollgeklext. Was will man machen? Man muß sie ruhig gewähren lassen, bis ihre Zeit um ist.“

„Und hat man sie nicht verfolgt?“

„Wen? die Entflohenen? Das will ich meinen! Die ganze Nacht war das Militair auf den Füßen. Reitertrupps wurden sogar auf die Straßen bis Las Ajuntas und Los Teques hinausgeschickt, um die Wachen zu alarmiren, und von diesen sind auch wohl einige noch nicht

zurück — wenn sie es aber nicht gar dumm anfangen, kriegt man sie gewiß nicht wieder. Man erzählt sich sogar, daß ein Officier der Gelben mit ihnen zu den Blauen desertirt wäre. Eben wird auf der Plaza das Officiercorps gemustert. Der ganze Generalstab ist in Aufregung. — Aber wo gehst Du jetzt hin?"

„Ich wollte nach Hause."

„Ich will einmal zuhorchen, ob ich nicht irgendwo etwas Näheres erfahren kann. Die Sache ist zu interessant, und meine Mutter brennt darauf die Einzelheiten zu hören. Wie es heißt, hat ihnen der Schließer selber Werkzeug zugesteckt. Mit Geld ist hier Alles zu machen" — und fort stürmte er, seinem Beruf entgegen.

José lächelte still vor sich hin, als er langsam seinen Weg wieder aufnahm, denn das Gerücht, daß ein Officier der Gelben mit den Gefangenen entflohen sei, lenkte den Verdacht auf eine andere Fährte. So tief war er auch in seine eigene Gedanken versenkt, daß er eben an Corona's Haus vorübergehen wollte, ohne auch nur einen Blick auf die offenen Fenster zu werfen, als ihn die alte Dame selber anrief.

„Caramba, Señor Gonzales. Leben Sie denn

noch? Es ist ja eine wahre Ewigkeit, daß wir Sie nicht gesehen haben?"

„Señora," sagte José, seinen Hut ziehend, indem er bei der Anrede fast erschrak, „ich habe mehrmals den Versuch gemacht Sie zu besuchen, aber nie das Glück gehabt Sie zu Hause zu treffen."

„Aber so kommen Sie doch herein und bleiben Sie da nicht auf der Straße stehen; oder wollen Sie den Leuten den Weg versperren?"

Die Einladung war zu direct, um ihr ausweichen zu können, und doch wie wunderlich klopfte ihm das Herz, als er das Haus betrat. Juan, der Bursch, hatte ihm schon die Thür weit aufgerissen und die alte Dame erwartete ihn in dem Empfangszimmer. Sie sah aber nicht besonders freundlich aus; ihre Augenbrauen waren zusammengezogen, die Lippen hielt sie eingepreßt, daß der kleine Schnurrbart nur noch deutlicher hervortrat, und mit der geballten Hand stützte sie sich auf den Tisch, neben dem sie stand.

Auch Isabel war in der Stube — sie erhob sich, als José das Gemach betrat, ging ihm ein paar Schritt entgegen und reichte ihm ihre Hand — aber sie sah recht bleich aus und das

sonst so keck blitzende Auge hatte allen Glanz verloren.

„Mein liebes Fräulein," rief José, bei dem Anblick des Wesens, das bis jetzt einen so mächtigen Zauber auf ihn ausgeübt, und dessen Erinnerung er ja noch immer nicht abschütteln konnte, — „wie freue ich mich Sie einmal wieder begrüßen zu können. Aber Sie sehen blaß aus. Sind Sie krank gewesen?"

Isabel schüttelte langsam den Kopf, die Mutter aber sagte: „Vor Ihnen hätten wir sterben und verderben können, ehe Sie sich um uns gekümmert. Wo haben Sie nur gesteckt? So viel zu thun gehabt?" setzte sie mit einem halb lauernden Blick hinzu.

„Viel und wenig, Señora, ich habe mich etwas mehr als früher um meines Vaters Geschäft bekümmert und bin nur wenig aus dem Haus gekommen."

„Und von dem, was in der Stadt vorgeht, haben Sie gar Nichts gehört?"

„Oh doch," erwiderte lächelnd José, „in dieser Nacht hat ja ein kleiner Zwischenfall stattgefunden, der das Militair ein wenig in Athem hält."

„Sie meinen die Flucht Castilia's? Ich glaube, sie haben ihn schon wieder."

„Ich glaube es nicht. Wie ich eben von einem Freund gehört habe, soll er mit Hülfe eines Officiers der Gelben entkommen sein, und der wird seine Maßregeln wohl sicher genommen haben."

„Kennen Sie Castilias?"

„Gewiß, sehr gut, es ist ein Geschäftsfreund meines Vaters."

„Nur ein Geschäftsfreund?"

„Señora, das sind die solidesten Verbindungen, denn sie gründen sich auf gegenseitige Achtung," sagte José und sah die Frau dabei scharf an. Señora Corona schien aber nicht sehr darauf zu achten oder mit anderen Gedanken beschäftigt, sie drehte den Kopf halb ab und fragte weiter:

„Ist die Schwester des Entflohenen noch in Ihrem Hause?"

„Allerdings — jetzt aber wird sie wohl bald nach der Lagune zurückkehren. Alles, was sie hier festhielt, ist Gott sei Dank beseitigt und das rohe Soldatenvolk um seine Beute geprellt."

„Nehmen Sie sich vor den Castilias in Acht, Señor," meinte die Dame, „ich kenne sie genau und schon seit langen Jahren. Es ist hinterlistiges Volk und sie gehören heute zu der, mor=

gen zu jener Partei — man kann sich nie auf sie verlassen."

„Meinen Sie wirklich?"

„Und dann erzählte man sich damals in Cumana — denn von dort stammen sie eigentlich — böse, grundböse Geschichten über die Familie, die ich gar nicht wage nachzusagen. Das war auch die Ursache, weshalb sie jenen Staat verließen — sie konnten sich nicht länger in der Gegend halten."

„In der That?" fragte José erstaunt, „wie sonderbar, daß sie da gerade an der Lagune zu den geachtetsten Familien gehören."

„Man wird sie auch dort bald kennen lernen, Señor," entgegnete die alte Dame, „so Etwas geht eine Zeit lang, endlich aber kommt es doch immer zum Bruch. Ehrlichkeit währt am Längsten."

Die alte Dame sprach das mit einer solchen Würde, daß José wirklich für einen Moment stutzig wurde, und wie angstvoll haftete indessen Isabellens Blick auf ihm — wie er ihr aber nur das Auge zuwandte, wich sie ihm aus und nahm ihre Arbeit wieder auf.

„Sie sind so still, Señorita — Sie sehen wirklich leidend aus."

„Kopfschmerzen, die mich seit einigen Tagen

quälen, weiter Nichts," erwiderte das junge Mädchen, „es mag auch sein, daß die ewige Unruhe in der Stadt viel dazu beigetragen hat mich nervös zu machen. Ich wollte, ich könnte hinaus auf das Land."

„Und glauben Sie, daß Sie da ruhiger wohnten?" frug José. „Die Banden der Regierungstruppen streifen überall umher, und weit in die Berge müßten Sie sich schon zurückziehen, um von ihnen nicht belästigt zu werden."

„Also ist das Gerücht nicht wahr, daß sich blaue Truppen in der Nähe gezeigt haben?" frug die Señora rasch, „es hieß so heute Morgen."

„Möglich ist es, aber ich glaube es kaum. Die Reconquistadoren werden keine kleinen Streifcorps hierherschicken — wozu auch — sondern warten, bis sie stark genug sind einen vereinten Angriff zu machen, und dann hoffe ich — ist auch die Revolution bald beendet."

„Caramba, ja," rief lachend die Señora, „das glaube ich auch; aber was ich Sie fragen wollte, Señor: nach dem heutigen Fluchtversuch, oder der Flucht des einen Gefangenen wird die Regierung nur noch strengere Maßregeln gegen die anderen armen Teufel ergreifen. Ist es denn gar nicht möglich denen zu helfen? Sie spra-

chen doch einmal von einem Plan, den einzelne junge Leute entworfen hatten, Falcon in ihre Gewalt zu bekommen und ihn dadurch zu zwingen, die politischen Gefangenen sämmtlich frei zu geben. Die Sache scheint mißglückt zu sein."

„Es scheint so," antwortete der junge Mann, jetzt aber doch vorsichtig gemacht. „Man begreift nicht recht woher Falcon Kunde von einem derartigen Plan bekommen haben konnte, aber einige der Betheiligten wurden plötzlich verhaftet, und ich weiß jetzt wirklich nicht, ob man noch daran denkt einen neuen Versuch zu machen. Ich verkehre mit jenen Leuten selten und selbst dann nur zufällig."

„Und welchen von ihnen halten Sie für den Befähigtsten unter ihnen?"

„Unter wem, Señora?"

„Unter jenen Leuten."

„Ich wüßte da wirklich keine Auswahl zu treffen. Sie sind meist Alle zu hitzköpfig und gehen nicht mit der gehörigen Vorsicht zu Werke. So Etwas sollte man eigentlich keinem einzigen Menschen, nicht einmal seinem Bruder anvertrauen, wenn er nicht selber thätig dabei wirkt. Ich z. B. that sehr Unrecht, selbst Ihnen damals ein Wort davon zu sagen."

„Mir, Señor?"

„Gewiß. Damen können so selten schweigen, besonders in einer Sache die sie interessirt und an der sie Theil nehmen."

„Ich dächte doch Señor," erwiderte Señora Corona mit Würde, „ich hätte bewiesen, wie ich schweigen kann. Ich bin die Vertraute der halben Stadt."

„Ich dächte, auch ich hätte Ihnen bewiesen daß ich Ihnen vertraue."

„Also wozu die langen Redensarten, es handelt sich hier nämlich um etwas Directes — nicht um bloße Neugierde, denn die Uebergriffe der Regierung werden in der That zu arg. Sie sperren ein was ihnen vorkommt. — Sie selber sind ja neulich einmal verhaftet worden — kein Mensch weiß weshalb, und so wenig ich Falcon etwas Böses wünsche, so möchte ich doch selber daß man seiner, und wäre es auch nur auf einen Tag, habhaft würde, um die Freilassung aller politischen Gefangenen zu erzwingen. Selbstverständlich dürfte dem Präsidenten aber dabei Nichts geschehen."

„Und wollen Sie mich dazu werben, Señora?" fragte José mit einem leichten Lächeln.

„Nein," erwiderte die alte Dame entschieden,

indem sie sich in ihrem Stuhl zurücklehnte. „Sie würden sich dazu gerade so wenig schicken wie ich selber, Don José, aber ich habe einen passenden Mann dazu, und es kommt jetzt nur darauf an, ihn an die richtige Quelle zu weisen, um Alles was wir wollen, rasch zu erledigen."

„Und wer ist das?" fragte José gespannt.

„Das ist für jetzt noch mein, oder vielmehr sein Geheimniß," sagte Señora Corona, die Unterlippe vorschiebend, „ich will auch einmal ein Geheimniß haben," setzte sie — ein trotziges Kind, jedoch nicht glücklich, nachahmend — hinzu, „aber ich stehe gut für ihn, und ich denke, daß ich im Stande bin für Jemanden Bürgschaft zu leisten."

„Kein Zweifel, Señora, gewiß kein Zweifel, aber wollen Sie mir dann nicht gütigst sagen, was Sie eigentlich von mir verlangen und worin ich Ihnen dienen kann?"

„Sehr gern, mein junger Freund, nur mit der Bemerkung, daß Sie dadurch nicht mir, sondern der Sache selber dienen. Sagen Sie mir aufrichtig, an wen kann ich den jungen Mann am Besten weisen? Wer ist der Tüchtigste, oder wenigstens der, den Sie für den Tüchtigsten halten, eine solche — wir können immer sagen:

kleine Verschwörung zu leiten, denn die Ausführung wird doch gewöhnlich dem jungen, hitzköpfigen Volk überlassen, das selber nicht im Stande ist einen richtigen — und die Hauptsache — praktischen Plan zu entwerfen.“

„Hm,“ machte José und sah sinnend eine Weile vor sich nieder, „wenn die Möglichkeit einer solchen Maßregel vorläge, so hätte ich am Ende selber Nichts dagegen, obgleich ich mich bis jetzt der Sache fern gehalten habe und — aufrichtig gestanden, auch persönlich Nichts damit zu thun haben mag — schon meines Vaters wegen. Der alte Herr haßt jeden entschiedenen Schritt und läßt dem Ganzen am Liebsten ruhig seinen Lauf; ja, ich bin sogar noch nicht einmal mit mir im Klaren, ob er im Ganzen nicht eher für, als gegen Falcon's Regierung ist.“

„Ich glaube — gegen,“ sagte Señora Corona, aber José schüttelte den Kopf.

„Ich weiß es nicht, es giebt Momente wo er auf das Entschiedenste Falcon's Partei nimmt und ihn bis auf's Blut vertheidigt.“

„Aber Sie finden das überall im Bürgerstand,“ meinte Señora Corona, „ich bin erstaunt gewesen, so viele Opposition gegen — unsere Ansichten anzutreffen.“

„Glauben Sie wirklich?"

„In der That — doch wir kommen von der Hauptsache ab und die Zeit drängt. Also wen würden Sie mir rathen, an den sich unser junger Freund wenden kann — und daß er im Stande ist Ihnen die wichtigsten Dienste zu leisten, dafür bürgt Ihnen mein Wort."

„Ich wüßte wohl den Richtigen," erwiderte José — der sich aber völlig auf seiner Hut befand — leise, „es wird nur schwer sein ihm beizukommen, denn er ist außerordentlich vorsichtig und dabei einer unserer bedeutsamsten Agenten, weil gerade Niemand in ganz Caracas — der nicht zur intimen Partei gehört — auch nur eine Ahnung von seiner politischen Thätigkeit hat. Aber Sie kennen ihn gewiß, denn in Ihren Kreisen muß er oft genug erwähnt sein."

„Ich bin sehr gespannt wer das sein könnte."

„Sollten Sie Don Horacio nicht kennen?"

„Don Horacio? welchen? — ich kenne mehre."

„Horacio Enano."

„Caramba!" schrie Señora Corona fast mit lautem Gelächter auf. „Sie wollen mir doch nicht weißmachen, daß unser kleiner Horacio im Stillen für die Blauen — haha! — das ist

zu komisch — im Stillen für die Blauen wirke? Ein Mann der Krämpfe bekommt, wenn er nur eine blaue Blume sieht."

José war vollkommen ernst geblieben. — „Sie haben Recht, aber was beweist das? — weiter Nichts, als daß er seine Rolle ausgezeichnet spielt."

„Seine Rolle?"

„Glauben Sie nicht Señora, daß ein Mann nur zu einem bestimmten Zweck eine politische Farbe annehmen könnte? Ich bin überzeugt, eine Frau wäre das nicht so leicht im Stande, denn sie hat ihr Herz zu sehr auf der Zunge, aber Enano kann es und hat es bewiesen. Er besitzt das volle Vertrauen Falcon's, für dessen eifrigsten, ja zu überschwenglichen Verehrer er gilt, und ich gebe zu, daß er in manchen Dingen zu weit gegangen ist, um sich als solcher zu zeigen. Es war nicht klug, denn bei einer Verstellung muß man vor allen Dingen das rechte Maß zu halten suchen, da eine Uebertreibung leicht verdächtig macht. Es scheint ihm aber trotzdem in den Augen der Regierungspartei, die für ein grobes Lob empfänglich ist, noch nicht geschadet oder Mißtrauen gegen ihn gesäet zu haben, und ich müßte mich trotzdem sehr irren, wenn er bei

der Befreiung Castilia's nicht ebenfalls der war, der wenigstens hinter den Coulissen die Fäden hielt — Boten zwischen ihm und dem alten Castilia gehen wenigstens fortwährend ab und zu."

„Wissen Sie das gewiß?" rief Señora Corona, von ihrem Stuhl halb emporfahrend.

„Seit die Señorita in unserem Haus ist, habe ich die Beweise dafür oft in Händen gehabt. Wie er im Herzen gesinnt ist weiß ich außerdem genau aus eigener Erfahrung, und da er das Orakel der jungen Reconquistadoren scheint, die ihn nur Nachts besuchen dürfen, wie er auch alle die wichtigsten oder wenigstens gefährlichen Papiere derselben in Verwahrung hat, glaube ich, daß das der beste, ja vielleicht der einzige Mann wäre, an den sich Ihr junger Freund wenden könnte. Aber dringend — dringend muß ich Ihnen Verschwiegenheit an's Herz legen, denn gerade in dieser Zeit brauchen wir nothwendig einen Mann, der uns sichere Nachrichten aus Regierungskreisen bringt, und schon ein gegen ihn erregter Verdacht würde ihn für uns unbrauchbar machen, wenn er sich auch, hinsichtlich aller Beweise gegen ihn, sicher genug gestellt haben mag."

„Ich begreife nur noch nicht recht wie er

Ihnen nützen kann," sagte die Señora, der der Gedanke nicht in den Kopf wollte.

„Sie begreifen das nicht? Einfach genug," erwiderte José; „denken Sie sich Jemanden, der mit der Partei, welcher er angeblich in vollem Sinne zugehört, frei und offen verkehrt. Wird er nicht Alles erfahren, worüber sich diese unter einander ausspricht? ihre Pläne, ihre Befürchtungen, ihre Hoffnung? — Ja, das nicht allein, er lernt auch die geheimen, und dadurch gefährlichsten Kundschafter kennen, und mancher von der Regierung vorbereitete Schlag wurde von der Revolution, die zeitig Nachricht davon bekam, entweder ganz abgewehrt, oder doch eines sonst sichern Erfolges beraubt."

„Merkwürdig," rief die Señora in vollem Erstaunen, „ich hätte es im Leben nicht für möglich gehalten, und es will mir noch nicht in den Kopf. Es ist nicht denkbar, daß sich ein Mann so verstellen könnte!"

„Enano? trauen Sie dem," sagte lachend José, „der hat es tüchtig hinter den Ohren — aber meine Damen, ich bedauere, meine Zeit ist abgelaufen — nur noch Eins, Señora, wollen Sie Ihren Freund zu Enano schicken, so lassen Sie ihn nicht allein gehen, oder der kleine Bursch

denkt gar nicht daran, einem Fremden zu vertrauen. Es muß Jemand dabei sein den er genau, als zu der Partei gehörig, kennt, und ich erbiete mich da sehr gern Ihnen behülflich zu sein."

„Ich danke Ihnen, Señor," rief die Dame, die noch immer in Gedanken mit den Fingern auf dem Tisch trommelte, „ich werde mich an Sie wenden, wenn ich erst mit meinem jungen Freund gesprochen habe. Indessen bitte ich aber auch Sie, über die Sache tiefes Stillschweigen zu beobachten. Sie ist noch nicht reif, und je weniger davon gesprochen wird, desto besser."

„Sie dürfen vollständig auf mich rechnen, Señora. Und haben Sie, Señorita, keinen einzigen freundlichen Blick für mich heute?"

„Ich — Señor?" entgegnete Isabel, die bis dahin keine Silbe in die Unterhaltung geworfen. „Sie waren so sehr mit meiner Mutter beschäftigt, und ich verstehe so wenig, so gar Nichts von Politik."

„Ich habe Sie noch nie so still, so gedrückt gesehen, Isabel," sagte José herzlich, „fehlt Ihnen Etwas? kann ich Ihnen vielleicht in Etwas helfen? Sie wissen kaum, wie gern ich es thun würde."

„Ich bin davon überzeugt," erwiderte das junge Mädchen leise, „aber es ist wirklich Nichts als ein augenblicklicher, hoffentlich vorübergehender Kopfschmerz, und ein Arzt," setzte sie mit einem fast wehmüthigen Lächeln hinzu, „sind Sie ja doch nicht."

„Vielleicht dennoch," rief José, „vielleicht ein Seelenarzt."

„Ach was," rief Señora Corona, während Isabel den Kopf abwandte, „Seelenärzte brauchen wir hier im Hause nicht; das Mädel hat Migraine, Alles was ihr fehlt ist meine Natur, ich war anders in dem Alter, Don José, aber das weiß der Henker, unsere Jugend wird von Jahr zu Jahr zimperlicher und schwächer. Sie braucht Nichts wie Ruhe, die aber freilich in diesem gesegneten Venezuela nicht mehr zu finden ist, bis einmal ein oder die andere Partei wieder Ordnung hergestellt hat."

„Leben Sie wohl, Isabel," sagte José, dem jungen Mädchen die Hand entgegen streckend, „wenn ich Sie wieder sehe, hoffe ich Sie heiterer zu finden."

Isabel sah ihn mit ihren großen Augen voll an, sie versuchte zu lächeln, aber der Blick schwamm in Thränen.

„Leben Sie wohl," entgegnete sie, aber so herzlich, wie sie nie mit ihm gesprochen, es war auch fast, als ob sie noch Etwas hinzusetzen wolle, aber der scheue Blick suchte nur die Mutter, und sie schwieg. José fühlte dabei, daß ihn die alte Dame los sein wollte, denn sie drängte schon der Thür zu; er hob deshalb nur Isabellens Hand leise an die Lippen, schüttelte dann der Señora Corona herzhaft die Hand und fand sich, wenige Minuten später wieder mit seinen eigenen Gedanken allein draußen auf der Straße.

7.
An der Lagune.

Langsam verfolgte José seinen Weg, und Isabellens Bild besonders schwebte vor seinem inneren Auge. — So lieb und gut — so hold und weiblich hatte er sie noch nie gesehen — so hatte sie ihn noch nie mit ihren guten treuen Augen angeschaut — und die Thränen darin — die bleichen Wangen selbst — konnte das Alles geheuchelt sein, und trug er nicht selber vielleicht die Schuld an ihrem Leid? — Es war kaum denkbar, daß sie die Helferin, ja Mitwisserin von ihrer Mutter Plänen sein könne, und trotzdem war das Vertrauen und mit diesem die Liebe zu ihr aus seinem Herzen gewichen, denn die Alte — — Im Nu verlor sich die düstere Falte auf seiner Stirn, denn jetzt malte er sich die

Folgen aus, die der in dem Herzen der Frau erweckte Verdacht gegen den unschuldigsten und harmlosesten Mann Venezuelas herbeiführen könne.

Enano ein geheimer Verschwörer! Er mußte laut auflachen, wenn er sich nur die Möglichkeit einer solchen Anklage vorstellte. Enano, der ruhigste und zufriedenste Mensch in ganz Venezuela, dem man Nichts auf Erden vorwerfen konnte, als daß er blindlings und vertrauensvoll an die Unfehlbarkeit und Weisheit Falcon's glaubte, dabei aber keinem Kind selbst Etwas in den Weg legte, keine politische Gesellschaft besuchte, ja nur höchst ungern über Politik reden hörte. Und trotzdem schienen seine Worte auf die Señora einen Eindruck gemacht zu haben — trotzdem sann sie darüber nach. — Aber hatte sein Vater wirklich Recht und spielte sie ein doppeltes Spiel, weshalb sollte sie dann nicht das an einem Andern für möglich halten, was sie ja selber trieb und durchzuführen suchte?

Wenn sein Vater Recht hatte? Das Herz schlug ihm wild und heftig in der Brust bei dem Gedanken — und das Haus, das Falcon dort an der Rückseite des Corona'schen Grundstücks besaß — aber fort! fort! mit solchen Bildern, die ihm

die Seele marterten — er brauchte Beweise, und noch hatte er diese nicht einmal für die alte Frau, obgleich er ihr jetzt selber nicht mehr traute. — Aber Enano sollte ihm den Beweis wenigstens liefern, denn ging sie in die Falle, dann wußte er woran er mit ihr war, und dann — ein schwerer Seufzer hob seine Brust, als er die Straße hinab seines Vaters Wohnung zuschritt.

Die nächsten Tage vergingen in Caracas in völliger Ruhe. Es war fast, als ob ein stillschweigender Waffenstillstand zwischen den beiden feindlichen Parteien abgeschlossen sei. Aber hauptsächlich die armen Leute in den kleinen Orten vor der Stadt fühlten die sie niederdrückende Last, denn die dort eingestellten Soldaten wollten wenigstens leben, und da sie consequent keine Löhnung bekamen, mußten sie stehlen wo noch irgend etwas Eßbares aufzutreiben war.

Die entflohenen Gefangenen wurden übrigens nicht wieder eingebracht. Nach und nach kehrten alle die in jener Nacht ausgesandten Reiter zurück, ohne auch nur eine Spur von den Flüchtlingen gefunden zu haben, und die Controle über die Wege hörte deshalb von selber auf. Was half

es auch länger den Verkehr zu hindern, denn so viel sah man doch ein, daß sich die „Verbrecher“ nicht so lange würden in der Stadt der Gefahr entdeckt zu werden ausgesetzt haben. Entweder waren sie in das innere Land entkommen, oder hatten sich auch der Seeküste zugewandt, und in beiden Fällen mußte die Regierung, wenigstens für jetzt, die Hoffnung aufgeben sie wieder einzufangen.

Beide Parteien fühlten sich aber auch noch nicht stark genug, einen entscheidenden Schlag zu wagen. Falcon hatte dadurch, daß er Colina nach Calabozo sandte, seine überdies nicht sehr starke Armee geschwächt, und die Reconquistadoren warteten noch immer auf einen richtigen Führer, der sich an ihre Spitze stellen sollte, um dann das Volk aufzurufen und den Kampf ernstlich zu beginnen. Jetzt fehlte es ihnen nicht allein noch an Mannschaft, sondern auch an Waffen, und Agenten waren deshalb nach allen Seiten ausgeschickt worden, um besonders die letzteren zu beschaffen.

Ein günstigerer Zeitpunkt kam nicht wieder, Ana in ihre Heimath zurückzuführen, und José benutzte ihn denn auch. — Ohne natürlich bei irgend einem Obercommando anzufragen, be-

stellte er sich zu früher Morgenstunde einen zweispännigen Wagen vor das Haus. — Ana's Gepäck war vorher mit einem Karren expedirt worden, und wie der Tag graute, erreichten sie schon die prachtvollen Felsenpartien, an denen sich eine vortrefflich gebaute und auch ausnahmsweise gut unterhaltene Straße gen Westen und zu dem hoch in den Bergen liegenden Los Teques hinzieht.

Dort wurden sie allerdings von dem in dem Städtchen liegenden Militair angehalten, und gefragt wohin sie wollten. José aber, in der Umgegend genau bekannt, gab eine nicht ferne Hacienda als Ziel an, auf der sie nur einen Besuch machen wollten. Gepäck hatten sie außerdem sehr wenig bei sich, und das Piquet, mit überhaupt keiner Ordre mehr Damen anzuhalten, ließ sie ruhig passiren.

Mehr Umstände wurden ihnen in Victoria gemacht, wo sie Beide in das Gouvernementsgebäude mußten, um sich zu legitimiren. José fand es auch nützlich, hier einen andern Namen anzugeben, und erklärte, er begleite nur seine Braut zu ihren Eltern, die auf einer Hacienda dicht hinter San Mateo wohnten. Er habe gefürchtet sie allein reisen zu lassen, da man sich

in Caracas die schrecklichsten Geschichten von den „Blauen" erzähle, die in dieser Nachbarschaft schon überall umherstreifen und die Gegend unsicher machen sollten.

„Und sind Sie schon derartigem Gesindel begegnet, Señor?"

„Nein — Gott sei Dank noch nicht," erwiderte José — „aber man kann nicht wissen; die Gegend ist hier rauh und gebirgig."

„Dann reisen Sie auch unbesorgt weiter — Sie haben Nichts zu fürchten. Verlassen Sie sich darauf daß unsere Truppen die Straße rein halten. Doch was ich fragen wollte — ist in Caracas Alles ruhig?"

„Alles! vollkommen!"

„Hat man die Flüchtigen, die neulich verfolgt wurden, nicht wieder eingefangen?"

„Bestimmt kann ich es Ihnen nicht sagen, Señor, aber gestern Abend ging allerdings das Gerücht, daß sie eingebracht wären."

„Bueno, bueno!" sagte der freundliche Herr, „also ich wünsche Ihnen und Ihrer Fräulein Braut eine recht glückliche Reise."

Ana war bei dieser Bezeichnung blutroth geworden, als sie aber den Saal verließen, bat José sie, ihm deshalb nicht zu zürnen. Er habe

nicht gewagt sie als seine Schwester vorzustellen, da es möglich wäre, daß ein Bericht über sie und ihren Bruder auch an diese Behörde gegangen sei und schon ein Aufenthalt ihnen unendliche Umstände bereitet haben würde. Die Galanterie habe dem Gobernador verboten eine Braut anzuhalten, und sie hätten damit das Schlimmste überstanden.

In Victoria wechselten sie die Pferde, und da dies der letzte von der Regierung behauptete Platz war, lag der Weg nach der Laguna von da an frei und offen vor ihnen.

Die Familie Castilia hatte indessen schwere und sorgenvolle Tage verlebt, denn keine Nachricht drang mehr von der Hauptstadt zu ihnen und sie konnten nicht anders als das Schlimmste fürchten. Dazu kam, daß sich selber im Lager der Reconquistadoren eine merkwürdige Unruhe zeigte, denn vergebens hatte Rojas versucht, genauere Kunde über die Bewegungen Colina's einzuziehen. Er war und blieb verschwunden und alle Spione kehrten nur mit der einen Nachricht zurück, daß er allerdings San Juan passirt habe und in die Llanos eingedrungen sei — war es aber denkbar, daß er dieser Richtung folgen würde, und mußte man nicht annehmen, daß er

sie hier, an der offenen Lagune, nur in einem etwas weiteren Bogen umging, und dann, wenn eine gehörige Truppenmacht von Victoria aus gegen sie vordrang, konnte er in der That einen vernichtenden Schlag gegen das noch junge und kaum halb organisirte — ja nicht halb bewaffnete Heer ausführen.

Rojas hatte auch deshalb ganz offen mit Castilia gesprochen und ihm erklärt, daß er nicht wagen dürfe länger an der offenen Lagune stehen zu bleiben, bis er nicht nähere und zuverlässige Nachricht über den Feind erhalte. Sein Plan war, sich in die Hügel hinein zu ziehen und dort zu verschanzen, bis er größere Verstärkungen heranbringen könne, und Castilia kannte die Verhältnisse des Landes zu genau, um nicht zu wissen daß er einer schweren Zeit entgegen gehe, wenn die „gelben" Truppen dann nachrückten und seine Hacienda erreichten. Er wußte wie ihn Falcon haßte, und daß das „Verbrechen" seines Sohnes, den man natürlich des Landesverraths beschuldigte, diesen Haß nur verstärken mußte. Auf Schonung durfte er nicht rechnen und hatte auch deshalb schon beschlossen, wenn Rojas wirklich mit seinen Leuten abziehen würde, seine ganze Familie in das Land hinein zu

schaffen, und wenigstens dem ersten Anprall auszuweichen. Mochten sie ihm dann seine Hacienda auch plündern und verwüsten, so setzte er doch nicht die Sicherheit der Seinen zugleich auf's Spiel.

Oberst Bermuda war noch der Einzige, der wirkliches Vertrauen zu haben schien daß die „Gelben" gar nicht wagen würden, sie hier anzugreifen, und rieth auch dem General hartnäckig ab, ihre Stellung aufzugeben. Sahen sie sich wirklich von einem viel stärkeren Feind bedrängt, so konnten sie sich auch von hier und südlich in die Berge wenden, und er selber hatte auf einer kleinen Recognoscirungstour einen Platz entdeckt, der, wie er sagte, alle nur möglichen Vortheile bot, um eine nicht zu lange Belagerung auszuhalten. Alles Vieh aus der Nachbarschaft mußte man allerdings in einem solchen Fall mit forttreiben, aber das war dann ohnedies verloren, denn es wäre den Feinden in die Hände gefallen und von diesen wahrlich nicht geschont worden.

Bermuda hob dabei kräftig hervor, daß man die Familien, von denen man so gastfrei aufgenommen wäre, doch nur im äußersten Nothfall ohne Schutz lassen dürfe, weil sie die Rache

der Feinde sonst sicher erreichen würde, und die Frauen besonders dankten ihm im Herzen für sein Vorwort, während selbst Castilia anfing ein gegen ihn gefaßtes Vorurtheil fallen zu lassen. Der Mann war in seinem ganzen Benehmen wohl ein wenig roh und heftig, aber einem Soldaten im Felde mußte man auch schon Manches nachsehen — das rauhe Leben verbessert selten die Sitten. Und wie aufmerksam zeigte er sich gegen Alle im Haus, wie erleichterte er ihnen jeden Verkehr mit der Nachbarschaft — sogar auf Kosten seines Dienstes — und seinem Fürwort bei Rojas gelang es oft, sogar Soldaten vom Exerciren frei zu machen, nur damit sie auf der Hacienda die dort nothwendig gewordenen Arbeiten mit verrichten konnten. Es war das in einer Zeit gerade, wo es aller Orten an Arbeitskräften fehlte, und viele Hacienden vollständig aufgegeben werden mußten, weil man gar keine Leute zu ihrer Bearbeitung herbeischaffen konnte, eine ganz besondere Vergünstigung.

Und Rosa? Daß er im Stillen ihre Neigung zu gewinnen suchte, konnte Keinem auf der Hacienda ein Geheimniß bleiben — viel weniger denn Rosa selber. Sie war auch gern in seiner

Gesellschaft, denn er wußte gut und lebendig zu erzählen und kannte besonders den ganzen ausgedehnten Staat fast von einer Grenze bis zur andern — aber Liebe oder selbst nur Zuneigung hatte sie noch nie für ihn empfunden, und manchmal, wenn sie seinen dunkeln Blick auf sich haften und dann rasch abwenden sah, hätte sie sich fast vor ihm fürchten können.

Aber ihr Herz bewegten jetzt auch andere Gedanken, und von Tag zu Tag wuchs die Sorge um die Geschwister, als Tag nach Tag keine Kunde von ihnen sowohl, wie überhaupt von Caracas kam, denn gerade in dieser Zeit war ja die Verbindung mit der Hauptstadt vollständig abgeschnitten, ohne daß sie sich eine solche Maßregel erklären konnten. Das Einzige nur, was sie dabei in Etwas beruhigte, war, daß auch von Teja keine Botschaft kam. Er mußte doch jedenfalls Hoffnung oder Aussicht haben seinen Zweck zu erreichen, er wäre sonst sicherlich nicht so lange — ja eigentlich schon über seinen Urlaub ausgeblieben; oder war auch er dem Verhängniß zum Opfer gefallen, das über ihrer ganzen Familie lag?

Rojas selber sorgte sich schon um ihn, Bermuda aber beruhigte ihn vollkommen. Er hatte

ja einen besondern Boten an eine sehr einfluß-reiche Person in Caracas abgesandt, um seine Bemühungen zu unterstützen, und gerade auf den Brief baute er die größte Hoffnung. Nur seine alte Befürchtung sprach er gegen Rojas aus, die dieser aber kopfschüttelnd abwies, daß nämlich Teja sich in Caracas, durch große Versprechungen vielleicht gelockt, habe verleiten lassen, die Sache der Reconquistadoren ganz aufzugeben und zu dem Feind überzugehen. Welches Interesse hatte ein Ausländer — noch dazu ein Spanier — an dem Lande und dessen Sache. Nur wo er den eigenen Vortheil sah blieb er, und wohl möglich, daß er den weit eher da drüben als hier zu finden glaubte.

Rojas wollte Nichts davon hören, obgleich ihm das sehr lange Ausbleiben des jungen Mannes nicht gefiel. Jetzt waren volle elf Tage verflossen, seitdem er die Lagune verlassen hatte, und was nur in aller Welt konnte er treiben? Daß er aber zu dem Feinde übergegangen sei, glaubte er trotzdem nicht, denn er hatte recht gut den Eindruck bemerkt, den Rosa auf ihn gemacht, und ob diese keimende Neigung nun erwidert wurde oder nicht, es lag nicht in Menschen-

natur, in solcher Weise ein derartiges Gefühl abzuschütteln, ja in offene Feindschaft umzukehren.

Es war am Abend des elften Tages; die kleine Gesellschaft saß eben wieder in dem, nach der Palmenalle hin offenen Saal beim Mittagessen und es ging eigentlich recht schweigsam zu. Der alte Castilia konnte nämlich die Ungewißheit nicht länger ertragen und hatte beschlossen einen neuen Boten nach der Hauptstadt zu senden; aber wo jetzt einen solchen auftreiben, der ihnen, nur einigermaßen rasch, wieder Nachricht bringen konnte, denn merkwürdiger Weise war Felipe, seitdem ihn Bermuda nach Caracas geschickt, auch nicht wieder nach der Lagune zurückgekehrt. Die Mutter hatte Thränen in den Augen, und die Speisen wurden fast ebenso wieder vom Tisch genommen, wie sie aufgetragen waren. Nur die beiden Officiere aßen davon.

Bermuda hatte wohl mehrmals versucht ein Gespräch mit seiner Nachbarin Rosa anzuknüpfen; sie gab ihm aber, zwar freundliche, doch nur kurze Antworten. Endlich begann die Mutter:

„Ich weiß nicht wie mir so sonderbar zu Muthe ist; wie eine Centnerlast liegt es mir, gerade heute, auf der Seele — wie eine Ahnung recht drohender, furchtbarer Gefahr. Wenn wir

heute keine Nachricht von Eloi bekommen, Antonio, so entscheidet sich an diesem Tag sein Schicksal in Caracas — Gott schütze ihn."

„Auch mir war es so den ganzen Tag," sagte Rosa, „ich muß immer unwillkürlich, und ohne daß ich es oft selber weiß, dort drüben nach dem Thorweg sehen, als ob wir heute gerade bestimmt einen Boten von dort erwarteten, und doch — Heiliger Gott!" rief sie plötzlich, als sie wieder den Kopf dahin gewandt, „zwei Reiter sprengen in's Thor herein; unter den dunkeln Bäumen sind sie jetzt."

„Da ist Etwas vorgefallen!" rief Rojas, von seinem Stuhl emporspringend und gespannt das Erscheinen der Beiden aus dem dunkeln Schatten der Bäume, die ihre unteren Zweige tief niederhängen ließen, erwartend. Nur dann und wann konnte man für einen Augenblick die sich darunter bewegenden Gestalten flüchtig erkennen. Aber schon tönten die klappernden Hufschläge an ihr Ohr und gleich mußten sie jetzt in der helleren und vom Sonnenlicht beschienenen Palmenallee auftauchen.

Die ganze Gesellschaft war aufgesprungen und stand auf der Terrasse, die zugleich eine Art von freiem Balcon bildete. Jetzt tauchten

die beiden Reiter hervor, heraus in's Sonnenlicht — im vollen Carrière kamen sie angesprengt, und „Eloi!" schrie die Mutter mit einem Jubelruf, indem sie die Arme den Nahenden entgegenstreckte — „Eloi, mein Sohn — mein Kind! mein Kind!"

„Mein Sohn!" rief aber auch der alte Castilia, und er mußte sich an dem Geländer halten, um nicht umzusinken, so wirbelte ihm der Kopf. Wie ein Reh aber die breite steinerne Treppe hinabfliegend, daß ihre Fußspitzen kaum die Stufen zu berühren schienen, sprang Rosa dem geliebten Bruder entgegen, und wie sich dieser aus dem Sattel des schäumenden Thieres warf, das er unbekümmert sich selber überließ, hing auch die Schwester schon an seinem Hals und schluchzte und lachte vor Freude.

„Caracho!" hatte Bermuda leise zwischen den Zähnen durchgeflüstert, als er selber jetzt in einem der beiden Reiter den Hauptmann Teja erkannte — Rosa's Bruder hatte er ja noch nie gesehen — „hat ihn der Teufel! richtig wieder da. Was hängen soll, ersäuft nicht, sagt man gewöhnlich, und doch wird ihm wohl schwerlich so bald wieder eine bequemere Gelegenheit zu ersterem geboten." Er trug Gift und Galle im

Herzen, aber er durfte es nicht verrathen. Doch Niemand achtete in diesem Augenblick auf ihn, denn die ganze Dienerschaft war hinaus vor das Haus gestürzt, und selbst Rojas eilte die Treppe hinab, um so rasch als möglich von seinem Hauptmann weniger die näheren Umstände der Rettung, als den Stand der Dinge in Caracas zu erfahren.

Dort unten ging er jetzt mit Teja, um den sich natürlich in diesem Augenblick Niemand bekümmerte, durch die Palmenallee hinab dem kühlen Schatten der hohen Bäume zu, und der Hauptmann mußte seinem General natürlich Folge leisten. — Wie gern wäre er freilich da oben mit im Hause gewesen, um Zeuge der Scene des Wiedersehens zu sein, das jene glücklichen Menschen ja auch ihm mit verdankten.

Indessen aber eilte Eloi, die Schwester in seinem Arm haltend, die Treppe hinauf an das Herz der Mutter, an das des Vaters, und die guten Menschen hielten sich viele Minuten lang fest und innig umschlungen, ehe nur Einer von ihnen Worte fand für die Seligkeit dieses Augenblicks.

Und jetzt sollte Eloi erzählen, wie er gerettet sei und durch welchen glücklichen Umstand. Das

aber, wie er nur die Thränen aus den Augen geschüttelt hatte, wehrte er lachend ab und zeigte dabei auf den gedeckten Tisch.

„Glaubt Ihr daß Leute, die fast eine Woche lang in den kahlen, trockenen Bergen herumgehetzt sind, sich jetzt hinsetzen und erzählen können, ehe sie einmal wieder eine ordentliche Mahlzeit und ein Glas Wein genossen haben? — Teja! oh, Teja! wo ist denn nur der Hauptmann auf einmal hingerathen? und was ist aus unseren Pferden geworden?"

„Sorge Dich nicht um die Thiere, die sind gut aufgehoben und bedürfen wahrhaftig der Pflege," erwiderte Castilia — „sie sehen entsetzlich mitgenommen aus."

„Und wir nicht minder, Papa — es war eine schwere Zeit für Mann und Roß, aber sie ist glücklich überstanden. — Doch wo steckt nur Teja? — ihm hauptsächlich verdanke ich meine Rettung. Uebrigens wären wir beinahe gar nicht weit von hier den Gelben noch einmal in die Hände gerathen."

„Sind sie so nahe?" rief Bermuda, der bis jetzt ein schweigender Beobachter der Scene gewesen.

„Señor?" fragte Eloi.

„Oberst Bermuda," stellte ihn der Vater vor, „ein treuer Freund unseres Hauses."

„Oberst Bermuda? in der That?" sagte Eloi, indem er den Officier höflich, aber sehr kalt grüßte. Der Vater sah ihn etwas erstaunt an, aber Bermuda, der die halbe Abweisung nicht bemerkt zu haben oder zu beachten schien, wiederholte die Frage, und Eloi erwiderte: „Es war ein Streifcorps, wie ich glaube, das von Victoria ausgeschickt sein mochte, um uns aufzuspüren, oder sich auch vielleicht mit General Colina vereinigen sollte, der auf dem Rückmarsch von Calaboza ist."

„Von Calaboza?" riefen beide Männer erstaunt aus — „und was um Gottes willen hat er dort gemacht?"

„Quien sabe," meinte Eloi achselzuckend, „wir haben aber unterwegs Flüchtige getroffen, die sich in die Berge warfen, um nicht von der Bande gepreßt zu werden, und diese sagten allerdings aus, daß Colina schon wieder gegen San Juan del Morro anrücke und das hohe Land erreicht habe. Wohin er sich jedoch von da ab wenden würde, ließ sich nicht bestimmen. Das Wahrscheinlichste blieb, daß er sich nach Victoria

zog, da er wohl kaum eine starke Heeresmacht mit sich führt."

„Und wie steht es in Barcelona?" frug Bermuda.

„Sie entschuldigen mich, Herr Oberst," erwiderte ihm Eloi, „aber ich sehe dort den General mit Teja kommen, und jetzt wollen wir vor allen Dingen Etwas essen. Nachher, da wir doch dem General Bericht erstatten müssen, stehe ich mit Vergnügen zu Diensten. — Mutter, ich habe einen schmählichen Hunger und in den letzten Tagen auch wahrlich nicht eine einzige ordentliche Mahlzeit gehabt; wenn nur Teja käme."

„Aber so iß doch nur," bat die Mutter — „da stehen ja die Speisen — der Hauptmann wird noch beschäftigt sein."

„Dann wart' ich bis er fertig ist," erwiderte Eloi entschieden, „denn einen braveren Mann giebt es nicht in der ganzen Armee der Reconquistadoren. Er hat an mir wie ein Bruder gehandelt, und kein Bissen geht über meine Zunge, den er nicht theilt — aber wo ist Ana? ich habe sie noch nicht gesehen."

„Ana? noch in Caracas," sagte die Mutter — „ach, mit Schmerzen warten wir auf sie.

Sie wird doch wissen, daß Du frei geworden bist?"

„War doch der junge Gonzales an meiner Seite, als wir flohen — das hier ist noch sein Revolver, den er mir beim Scheiden in die Hand gedrückt, — und ein Glück war es, wir haben ihn gebraucht."

„Ach, so ist Blut geflossen?" rief die Mutter, entsetzt die Hände faltend.

„Diesmal nicht," rief Eloi lachend, „obgleich es gerade kein Unglück gewesen wäre. Wir trafen einen kleinen Trupp Gelbe — fünf Mann —, die uns zufällig in den Weg liefen und uns anhalten wollten. Die beiden Revolver thaten uns aber vortreffliche Dienste. Die Kerle wurden ungemein höflich, als sie in die Mündungen sahen. Wahrscheinlich war es auch wohl nur auf unsere Pferde abgesehen, denn sie konnten hier draußen kaum eine Ahnung von unserer Flucht haben."

Teja hatte indessen dem General einen kurzen Ueberblick über das Wenige geben müssen, was er in Caracas von dem Feind gesehen. Die Besatzung schien gering zu sein, da aber überall in der Nachbarschaft Truppen herumstanden, ließ sich die Stärke nicht genau be-

stimmen. Der Geist, der dort herrschte, sollte kein besonderer sein — fast alle Bürger waren revolutionair gesinnt. Die eigentliche Befreiung versprach er ihm nachher oben zu erzählen — „und nun noch Eins, General," sagte er, als sie von den niederhängenden Zweigen so weit verdeckt waren, daß sie an der Stelle nicht gesehen werden konnten. Er blieb dabei stehen und nahm ein Papier aus der Tasche. „Diesen Brief hat Oberst Bermuda gleich hinter mir her nach Caracas geschickt — wahrscheinlich um mir die Befreiung des jungen Castilia zu erleichtern."

Der General nahm den Brief und überflog ihn mit den Blicken, sah dann aber Teja erstaunt an.

„Oberst Bermuda? — diesen Brief?"

„Durch Felipe, mit dem Befehl ihn unverweilt an die Adresse abzugeben."

„Wer ist die Dame, die hier auf der Adresse genannt steht?"

Teja zuckte mit den Achseln. — „Ich weiß nur, daß sie von Falcon zur Generala ernannt wurde."

„Zur Generala?" sagte Rojas leise vor sich. „Eine sonderbare Empfehlung ist das übrigens

— und mir hat er gesagt, er hoffe gerade das Meiste von diesem Brief für Ihr Unternehmen."

„Sie sehen was er mir zugedacht hat — den Strick. Bermuda ist ein Schurke, aber es wird mir doch Nichts übrig bleiben, als ihn zu fordern."

Rojas blickte noch immer sinnend vor sich nieder, die Sache war ihm jedenfalls äußerst fatal; endlich sagte er:

„Verdenken könnte es Ihnen kein Mensch — aber — wollen Sie mir einen Gefallen thun, Teja?"

„Von Herzen gern, General."

„Dann lassen Sie die Sache in diesem Augenblick ruhen und ihn nicht einmal merken, daß Sie von seinem Brief Etwas wissen."

„Aber, General, Sie können doch nicht verlangen, daß ich unter dem Menschen weiter dienen soll."

„Nein," entgegnete Rojas entschieden, „ich werde Sie heute noch zum Oberst befördern, dann stehen Sie mit ihm gleich, und außerdem findet sich vielleicht bald eine Gelegenheit, Sie anders unterzubringen, denn meinen Oberst möchte ich vor der Hand, und nach diesem Brief, ein wenig unter den Augen behalten."

„Ich halte ihn für einen ausgesprochenen Verräther.“

„Er würde es in demselben Augenblick werden, wo er erführe daß sein Geheimniß entdeckt ist, denn schon die Scham müßte ihn dazu treiben. Damit ist uns aber hier nicht gedient, denn Bermuda kennt zu genau die hiesigen Verhältnisse und unsere kleinsten Schwächen wie die Quellen, aus denen wir uns allein stärken können, so daß wir ohne Weiteres die Lagune räumen müßten, sobald er zum Feind überginge. Wie Sie mir aber vorhin sagten, steht es in Barcelona gut, und wenn ich, was ich fest hoffe, in diesen Tagen günstige Nachricht von Alvarado bekomme, so bessert sich unsere Lage und wir brauchen dann nicht mehr viel zu fürchteu. Für jetzt also sagen Sie Nichts. Sehr vertraut waren Sie nie mit Bermuda — er mag Sie — unter uns — auch nicht leiden. — Seien Sie höflich wie immer und warten Sie Ihre Zeit ab. Wenn Sie der Sache, für die wir ja Beide kämpfen, nicht unendlich schaden wollen, so — richten Sie kein Unglück an.“

„Es wird mir schwer werden selbst nur höflich gegen ihn zu sein.“

„Wenn ich Sie darum bitte? — und nun

kommen Sie — ich sehe, man wartet droben schon auf Sie. Sie werden hungrig sein."

„Das kann ich nicht leugnen," rief Teja lachend.

„Und ich bin auch begierig, Ihr Abenteuer zu erfahren. A propos, wie kamen Sie zu dem Brief?"

„Felipe gab ihn mir — er traute dem Auftrag nicht und ist selber im Herzen vollkommen auf unserer Seite."

„Wie das ganze Volk. Für so scharfsinnig hätte ich den Burschen aber nicht gehalten. Er saß da so still in seiner Ecke und schenkte sich ein Glas Wein nach dem andern ein."

„Es ist ein merkwürdiges Volk, diese Venezuelaner," erwiderte Teja, „und eigentlich ganz von uns Spaniern verschieden. Sie scheinen fortwährend nur träumerisch durch das Leben zu gehen, und doch entgeht ihrem Blick Nichts, was in ihren Bereich kommt — und wie politisiren sie oft zusammen. In anderen Republiken werden Sie nie Leute der unteren Klassen, wenn sie einmal zusammen kommen, über Politik sprechen hören, hier treiben sie fast gar nichts Anderes und man hört da oft genug vernünftige und klare Ansichten. Aber von den Rechten eines

Republikaners haben sie noch immer keinen Begriff."

„Und das ist ein Glück," erwiderte Rojas, „oder der Henker sollte eine Republik regieren — nein, sie sind gerade so wie wir sie brauchen, und — können so bleiben. Aber da haben wir das Haus, und nun eilen Sie hinauf, um den Dank der Familie entgegen zu nehmen. Sie haben ihn sich redlich verdient."

Und wie freudig wurde jetzt Teja von der Familie empfangen, wie tief erröthend, aber mit wie glücklichem Lächeln streckte ihm Rosa die kleine Hand entgegen. Wie herzlich drückte ihm der alte Castilia die seine, und wie belohnten ihn die Freudenthränen, die in der Mutter Augen glänzten. Aber Keiner von Allen fragte nur, auch selbst mit einem Blick, wie der Bruder gerettet sei, wie sie hierher gekommen wären, denn erst sollten und mußten sie essen, und der alte Castilia stand still dabei und sah lächelnd, was für Quantitäten von Lebensmitteln Beide jetzt zu sich nahmen.

Rosa schenkte ihnen ein und hatte ebenfalls alle Hände voll zu thun, aber endlich war auch dem Hunger genügt und Eloi mußte jetzt beginnen, und zwar mit der Scene auf dem

Dampfer, die ja so unglücklich für den jungen Mann endete. Dann kam seine Gefangenschaft, seine Behandlung und wie man ihn für todt in seine Zelle geworfen hatte. Dann das zufällige Zusammentreffen mit Gonzales, die Verabredung zu seiner Flucht und das Zusammenwirken der Beiden —. José und Teja, wobei der Letztere Manches ergänzen mußte. Teja suchte freilich den Antheil, den er selber an der Rettung Eloi's gehabt hatte, so gering als möglich darzustellen — es war schon Alles vorbereitet gewesen und er hatte nur eben noch die Hand zur Ausführung bieten können. Aber Eloi ließ das nicht zu, und allein auf dem Weg hierher verdankte er, wie er erzählte, dem Terrainüberblick Teja's seine Rettung; denn durch die Verfolger sowohl, wie durch auf ihrem Weg befindliche Besatzungen, denen sie ausweichen mußten, in die Berge getrieben, hätte er selber nie allein den Weg gefunden und wäre den Feinden wahrscheinlich wieder gerade entgegen gelaufen. Das hatte sie auch so lange auf dem Weg gehalten, denn einmal mußten sie sogar drei volle Tage in einer Schlucht versteckt bleiben und lebten in der Zeit nur von dem Wildpret eines Hirsches, den Teja

zufällig an einem Wasserloch überraschte und mit seinem Revolver erlegte.

Oberst Bermuda fühlte sich während der ganzen Erzählung nicht recht behaglich, denn er spielte dabei eine zu untergeordnete Rolle; es nahm in der That Niemand Notiz von ihm, und doch mußte er Anstands halber, und aus „Interesse an der Familie“ das Ende abwarten.

Erst dann erhob er sich, ließ sich sein Pferd satteln und ritt nach Maracay hinüber.

„Kennst Du den Obrist Bermuda von früher, Eloi?“ frug diesen der Vater, als er später mit dem Sohn allein war.

„Ich? nein; wie kommst Du zu der Frage?“

„Du behandeltest ihn so merkwürdig kalt und abstoßend, als er Dir vorgestellt wurde. Er muß es auch bemerkt haben, denn er war den ganzen Abend sehr still und schien beleidigt.“

Teja hatte schon gegen Eloi den Wunsch des Generals und dessen Grund ausgesprochen, und Eloi sagte darum ausweichend:

„Ich weiß nicht, Vater — sein Gesicht mißfällt mir.“

„Sein Gesicht?“

„Ja — wer kann gegen ein Vorurtheil. Ich verkehre nicht gern mit Menschen, die mir beim

ersten Anblick mißfallen; aber ich werde die Höflichkeit gegen ihn nicht aus den Augen setzen, so lange er in unserem Hause ist — was hoffentlich nicht lange mehr der Fall sein wird."

„Ich bitte Dich darum."

Am nächsten Morgen, noch vor dem Frühstück, traf José mit Ana ein, und lange lagen sich die Geschwister in den Armen, die auf so furchtbare Art getrennt wurden und im Geist schon Abschied für das Leben genommen hatten. Aber wie ein Unglück selten allein kommt, so folgt auch in glücklichen Zeiten oft eine frohe Nachricht der andern.

Kaum eine Stunde später sprengte nämlich ein Courier des detachirten Alvarado in die Hacienda und brachte Depeschen, die jede Wolke am politischen Horizont zu zerstreuen schienen. Colina war allerdings schon von dort in wilder Hast vorbei und direct auf Caracas marschirt, und man hatte nicht gewagt oder auch vielleicht versäumt, seine Colonne anzugreifen. Aber gerade dieser Raubzug des Negergenerals trieb alle jungen Leute, die sich noch in Sicherheit geglaubt, vor ihm her und den Blauen zu. Wenn sie denn einmal Soldaten werden mußten, so wollten sie auch in den Reihen derer kämpfen,

deren Partei sie angehörten, und Alvarado's Truppe wuchs so rasch, daß er jetzt schon fast tausend Mann unter Waffen hatte. Ebenso waren von Osten gute Nachrichten eingetroffen, die Alles bestätigten, was schon Teja über Barcelona erzählt, und Alvarado, ein Vollblut-Indianer, aber ein tüchtiger und gewandter Führer, drängte jetzt Rojas selber, endlich ihre defensive Stellung aufzugeben und zu einem entscheidenden Angriff vorzurücken.

Dazu entschloß sich nun Rojas allerdings noch nicht, denn der südamerikanische Charakter braucht entsetzlich viel Zeit zum Ueberlegen, und rasches Handeln findet selten unter dieser Menschenrace statt. Aber an ein Aufgeben der Lagune war jetzt ebenfalls nicht mehr zu denken, und da Alvarado dem General um einige tüchtige und zuverlässige Officiere gebeten hatte, so zeigte sich hier eine ganz vortreffliche Gelegenheit, Teja und Bermuda zu trennen.

Teja wurde als Oberst hinüber nach Kagua gesandt, wo Alvarado sein Hauptquartir aufgeschlagen hatte, und Bermuda triumphirte im Stillen, denn er behielt jetzt wieder freie Hand auf der Hacienda, wo ihm gegenwärtig nur der eingetroffene Sohn etwas unbequem war. Wie vornehm hatte ihn der junge Laffe bei ihrem

ersten Begegnen behandelt; aber es konnte Nichts helfen, er war einmal der Sohn vom Hause, und — vielleicht fand sich später eine Gelegenheit, selbst diesen auf Reisen zu schicken. Er mußte nur eben seine Zeit abwarten.

Castilias hätten zwar José Gonzales, dem wie dessen Familie sie zu großem Dank verpflichtet waren, gern eine Zeit lang bei sich auf der Hacienda behalten, und gern wäre José geblieben — aber es litt ihn nicht länger fern von Caracas. Er hatte jetzt gesehen, daß im Lande selber die Revolution von Stunde zu Stunde wuchs und täglich neue Kräfte gewann und größere Dimensionen annahm, jetzt mußte er wieder nach der Hauptstadt, wo er — angeblich mehr zu wirken hoffte — im Grunde aber zogen ihn doch nur Privatinteressen dahin zurück. Isabellens Bild schwebte ihm vor, wo er ging und stand. Er konnte den Blick nicht vergessen, mit dem sie ihn zuletzt angesehen, das bleiche Antlitz und den schmerzerfüllten Zug um ihre Lippen, und — er mußte Gewißheit haben.

Es ist wahr, wenn er Ana gegenüberstand, verglich er oft im Geist Beide mit einander, sie und Isabel, und wie verschieden waren doch diese Mädchen: Ana das Bild holder Weiblichkeit,

zart und sanft und doch jetzt, in dem Neubesitz des Bruders, von Glück und Freude strahlend, Isabel dagegen das Ideal weiblicher Schönheit, eine Juno in Gestalt und Gesichtsform, voll Energie, mit blitzenden Augen und einem entschlossenen, fast kecken Zug um den Mund, der aber bei ihrer letzten Zusammenkunft all' das Stolze, fast Trotzige verloren und in dem Schmerz gerade dem Bild, das er von früher noch in seinem Herzen trug, nur einen so viel höheren Reiz verliehen hatte.

Seines Vaters Worte hatten ihm wohl einen scharfen Stachel in die Brust gedrückt und Mißtrauen und Eifersucht in seine Liebe gesäet, aber sollte er unbedingt einem nur hingeworfenen Verdacht Alles opfern, was er bis jetzt für das Heiligste und Höchste gehalten? Nein, ein Geheimniß lag allerdings auf dem Leben der Geliebten, ein weher Schmerz in ihrem Herzen, aber mußte es die Folge einer Schuld, konnte es nicht ein Leid sein, das sie unverschuldet, mit heiliger Geduld ertrug? Und er hätte sie ungehört verdammen sollen?

Es drängte ihn nach Caracas zurück, das Räthsel zu lösen, und keine Bitten der Familie Castilia vermochten ihn zurückzuhalten.

Am nächsten Morgen, als sich die Pferde ordentlich ausgeruht hatten, bestieg er den Wagen wieder, und allein seinen eigenen oft quälenden, oft wieder von süßen Hoffnungen erfüllten Gedanken nachhängend, eilte er nach Caracas zurück.

8.

Wirkungen.

Während sich draußen im Lande die Revolution mit jedem Tage kräftigte und neue Anhänger fand, die einen andern Zustand der Dinge jetzt unter jeder Bedingung mit den Waffen herbeiführen wollten, überließ man sich in der Hauptstadt, oder wenigstens in den leitenden Kreisen einer völligen Sorglosigkeit. Bei Falcon selber, der nur seine Creaturen hörte, schien sich auch der Glaube entschieden festgesetzt zu haben, daß die ganze Revolution in weiter Nichts ihren Ursprung habe, als in den Köpfen einiger Unzufriedenen in Caracas, und daß er Nichts für sich zu fürchten brauche, wenn er diese nur niederhielt. Allerdings stand die Eröffnung der Kammern wieder bevor, und über

die Stimmung der Majorität war er unterrichtet — aber was konnten sie machen? Protestiren, — weiter Nichts, und daß sie nicht zu keck vorgingen, dagegen hatte ihm schon sein Kriegsminister versprochen Sorge zu tragen. Falcon war allerdings kein Mann gewaltsamer, besonders blutiger Maßregeln — kein Tyrann im vollen Sinn des Wortes — aber seine Ruhe wollte er haben. Die Leute sollten sich nicht um Dinge bekümmern, die sie seiner Meinung nach gar Nichts angingen, und da er nur sehr selten Leute fand, die ihm, wie Arvelo, vom Herzen weg die Wahrheit sagten, so hielt er solche Einzelne, mit denen er zusammentraf, immer nur für „Schwarzseher," und hörte lieber auf Andere, die ihm den Stand des Landes in den rosigsten Farben schilderten.

Er war heute gerade in nicht besonderer Laune, denn seine beiden Minister, Oleaga wie Montes, hatten sich bei ihm anmelden lassen, und er wußte im Voraus, daß sie ihn wieder mit einer Menge von unangenehmen Dingen behelligen, wie ihm besonders rathen würden, einen Reiseplan, den er hegte, aufzuschieben, und das war ihm unbequem. Er fühlte sich nämlich nicht mehr so ganz sicher in Caracas,

noch dazu, da ihm das Attentat, vor dem er schon früher gewarnt worden: daß man sich nämlich seiner Person zu irgend welchem Zweck bemächtigen wolle, vor einigen Abenden wieder auf fatale und deutliche Art in's Gedächtniß zurückgerufen wurde.

Vermummte Männer hatten nämlich auf der Straße einen Mann in einer Cobija, der aus dem „Palais" kam, überfallen und fortgeschleppt, ihn aber später, als sie sein Gesicht gesehen, wieder unbelästigt frei gelassen, ja ihn nicht einmal beraubt, und er vermuthete nicht ganz mit Unrecht, daß es auf ihn selber abgesehen war und jener fälschlich für ihn gehalten wurde.

Die Polizei hatte sich dabei als vollkommen nutzlos erwiesen und Falcon jetzt selber mehre Aufträge gegeben, ihm verdächtige Personen zu überwachen. Aber er konnte sich in einer solchen Umgebung doch nicht wohl fühlen, und die einzige Schwierigkeit blieb nur, einen Designado oder Jemanden zu ernennen, der in seiner Abwesenheit die Regierung führen solle, denn einen Vicepräsidenten gab es eigentlich gar nicht.

Falcon lag in seiner Hängematte, als ihm die Minister gemeldet wurden; er stand auf und ging ihnen entgegen.

„Caballeros, ich bin sehr erfreut, Sie bei mir zu sehen."

„Excellenz wissen, was uns herführt?" frug Montes.

„Nicht genau — ich hoffe, nichts Unangenehmes."

„Das vielleicht nicht — aber auch nichts Erfreuliches," erwiderte Montes. „Ich habe eben Nachricht von Victoria bekommen, daß sich gleich nach Colina's Durchzug eine Masse von blauen Soldaten dort ganz in der Nähe zusammengezogen haben und überall davon gesprochen wird, gegen Caracas vorzurücken."

Falcon lachte. — „A propos, Montes, was haben Sie denn gestern mit Colina gehabt? Ich hörte davon."

Montes warf den Kopf ärgerlich zurück. „Ach eigentlich Nichts, Excellenz; es handelte sich um einen Neger, den Sie auf Colina's Fürwort zum General gemacht haben, und der Bursche, ein wüst und roh aussehender Gesell aus der untersten Hefe des Volkes, kam während Colina's Abwesenheit zu mir, und ich konnte mir nicht anders denken, als daß er das allerdings ächte Patent gefunden oder gestohlen habe, und erkannte es deshalb nicht an. Später scheint

sich nun der Bursche, der fortwährend halb trunken war, unnütz gemacht zu haben und wurde eine Nacht auf die Wache gesteckt, brach aber von dort aus und ist seit der Zeit verschwunden. — Colina wollte mich deshalb zur Rede stellen."

„Ich habe davon gehört," sagte Falcon. „Die Sache ist mir sehr fatal. Der Mann soll höchst unwürdig behandelt sein."

„Excellenz," fuhr Montes etwas piquirt fort, „wenn nicht wirklich ein Irrthum in der Person vorliegt, was ich zu Colina's Ehre glauben will, so war der Mann auch ein sehr unwürdiges Subject für einen solchen Posten. Sogar die Soldaten haben sich über ihn lustig gemacht, und gleich die erste Nacht in Caracas hat er betrunken auf der Straße zugebracht. Ich muß bitten mir künftig die Personen, die zu einem solchen militairischen Rang befördert werden sollen, auch selber erst persönlich vorzustellen, ich werde wenigstens nur unter dieser Bedingung meinen Namen wieder unter ein ähnliches Patent setzen. Wir haben überhaupt jetzt schon eine sehr wunderliche Mischung von Generalen in der Armee, und die Fremden fangen an sich darüber lustig zu machen."

„Und was sagten Sie von den Rebellen?“ frug Falcon, dem dies Thema nicht paßte.

„Daß wir ernste und entschiedene Maßregeln gegen sie in den allernächsten Tagen ergreifen müssen, oder sie statten uns hier selber einen Besuch ab.“

„Aber, bester Montes, sie haben nicht einmal gewagt Colina mit seinem kleinen Corps anzugreifen.“

„Weil er ihnen wahrscheinlich zu rasch durchmarschirt ist. Er selber hat aber eben so wenig wagen dürfen, auch nur in der Nachbarschaft zu recognosciren, und ist wie auf einer halben Flucht hindurch gezogen. Wir hätten die Truppen nie nach Calabozo schicken sollen, und ich war von Anfang an dagegen. Was nützen sie uns jetzt dort? — Gar nichts. Sie fehlen uns nur hier, wo wir sie nächstens einmal nothwendig brauchen werden.“

„Sie sehen immer Gespenster. Das rebellische Nest mußte gezüchtigt werden, und die anderen Städte mögen sich ein Beispiel daran nehmen.“

„In Kagua sollen über tausend Mann Blaue liegen.“

„Unsinn — wenn die Leute zwanzig Mann

bei einander stehen sehen, so macht ihre eigene Furcht in der nächsten Minute zweihundert daraus. Lehren Sie mich meine Venezuelaner kennen! Glauben Sie, daß jenes Gesindel je wagen würde selbst Victoria anzugreifen? — nie, und mit der Garnison dort im Rücken dürfen sie sich nicht einmal auf die Straße von Caracas wagen."

„Excellenz haben eine sehr feste Zuversicht."

„Die habe ich allerdings, lieber Montes — und nun, wie ist es, Oleaga — haben Sie Etwas herausbekommen in der Sache?"

„Von der Verschwörung? nein, Excellenz — den Mann, den Sie mir bezeichneten, habe ich auf das Schärfste beobachten lassen, aber es ist mit dem besten Willen nichts Verdächtiges an ihm zu entdecken. Er scheint vollkommen harmlos — und eher ein bischen schwach an Verstand."

„Er scheint so — ja, das weiß ich," rief Falcon rasch, „und gerade mit dem Schein hat er Sie ruhig bei der Nase herumgeführt. Wenn Sie bei ihm eine Haussuchung vornähmen, würden Sie die überraschendsten Dinge finden."

„Aber Excellenz," rief Oleaga erschreckt — „bei Enano eine Haussuchung! Die ganze Stadt würde darüber ihre Witze machen."

„Und ich ersuche Sie trotzdem darum,“ entgegnete Falcon scharf — „glauben Sie mir, daß ich nicht auf das Gerathewohl einen Verdacht ausspreche — ich habe meine gewichtigen Gründe dafür.“

„Wir haben schon einmal auf solche Gründe hin Mißgriffe gemacht,“ erwiderte der Justizminister, der sich gegen diese Zumuthung auf das Entschiedenste sträubte. — „Wir mußten den Koch wieder frei lassen und den jungen Gonzales ebenfalls.“

„Weil die Untersuchung nicht geschickt genug geführt wurde,“ bemerkte der Präsident gereizt. — „Sie haben Alles nur halb gethan, Oleaga, und zwar aus reiner Gutmüthigkeit. Damit kommen wir nicht zum Ziel, und ich bin deshalb fest entschlossen, das Uebel diesmal gleich an der Wurzel zu fassen. Jener Herr, der sich in höchst auffallender Weise für meinen treuesten Verehrer ausgiebt, ist mir wegen seiner übertriebenen Lobeserhebungen schon immer verdächtig gewesen. Er kann das nicht so meinen, wie er es fortwährend öffentlich ausspricht, und ich wünsche deshalb einmal genau zu wissen, wie ich mit ihm stehe.“

„Und was vermuthen Excellenz bei ihm zu finden?"

„Lassen Sie vorzüglich nach Schriften suchen und verwenden Sie einen geschickten Mann dazu. Ich vermuthe bei ihm versteckte Schriftstücke."

„Excellenz befehlen also die Maßregel?"

— — „Ja," sagte Falcon nach einigem Zögern — „wenn Sie mich dazu treiben — aber weshalb wünschten Sie mich eigentlich heute zu sprechen? Ich möchte gern Alles erledigen, da ich in nächster Zeit zu verreisen gedenke."

„Ich muß Excellenz dringend bitten," erwiderte Montes, „den Reiseplan wenigstens auf so lange hinauszuschieben, bis wir Gewißheit über die Zustände im Innern haben. — Ich möchte wenigstens die Verantwortung jetzt nicht übernehmen und Sie sonst lieber ersuchen — einen Andern in meiner Stelle zu erwählen."

„Caramba, Montes — Sie setzen mir das Messer auf die Brust," rief Falcon, „und ich bin fest überzeugt, daß Sie am hellen Tag Gespenster sehen."

„Ich kann mich irren, aber ich handle nur nach meiner Ueberzeugung."

„Dann beruhigen Sie sich vor der Hand

noch — der Tag ist noch nicht bestimmt und — ich kann Sie auch jetzt nicht entbehren."

„Ich selber würde mich schon leicht beruhigen, Excellenz, wenn ich dasselbe nur von der Armee sagen könnte — die Soldaten haben aber in den letzten vierzehn Tagen nur dreimal jeder einen Real Löhnung bekommen und desertiren, wo sie die Gelegenheit günstig finden."

„Es ist ein Lumpenvolk," rief Falcon — „Republikaner wollen sie sein, und haben nur immer ihr eigenes Interesse im Auge. Woher soll ich das Geld nehmen? Silva liegt mir so schon den ganzen Tag in den Ohren."

„Dann thut es mir doppelt leid," sagte Oleaga, „daß ich selber eigentlich in einem ähnlichen Anliegen Excellenz zu sprechen suchte."

„Den Teufel auch, Sie kennen doch unsere Finanzverhältnisse!"

„Leider, aber ich weiß mir nicht mehr zu helfen. Die Gefängnisse sind mit politisch Verdächtigen überfüllt und ich kann Niemanden mehr unterbringen, ich müßte ihn denn in meine eigene Wohnung nehmen. Mit etwa dreitausend Pesos aber wäre ich im Stande, das neben der Kaserne liegende Gebäude —"

„Und ich kann Ihnen in dem Augenblick

nicht dreitausend Centavos zur Verfügung stellen," unterbrach ihn Falcon; „sehen Sie zu wie Sie sich einrichten, und lassen Sie lieber die Trunkenbolde und sonstiges Gesindel, das Sie auf wenige Tage eingesperrt halten, frei. In der Kaserne selber sind auch noch einige Kasematten, die benutzt werden können. Sie müssen sich zu helfen suchen, Amigo; bedenken Sie, daß wir jetzt jeden Peso brauchen, um nur die nöthigen Waffen herbeizuschaffen, und die Duanen liefern fast kein Geld mehr."

„Dann, Excellenz," entgegnete Oleaga ruhig, „möchte auch ich um Enthebung von meinem Dienst bitten. Sie finden vielleicht einen Ersatz für mich, der besser mit dem „Wenigen" zu wirthschaften versteht, als ich."

„Aber ich kann Sie eben so wenig entbehren, Amigo, wie Freund Montes. Sie müssen noch bei mir aushalten. Wie wäre es denn wenn wir, wie es in früheren Revolutionen ebenfalls geschah, die Güter der Rebellen confiscirten? Sie sind bis jetzt in unverantwortlicher Gutmüthigkeit geschont worden und konnten dadurch in der nämlichen Zeit Schätze sammeln, in der unser Staat langsam zu Grunde ging, oder doch wenigstens verarmte. Weshalb ha-

ben Sie mir dazu noch keinen Vorschlag gemacht?"

„Excellenz," sagte Oleaga achselzuckend, „das wäre ein Gewehr, das nach hinten und vorn zugleich schießt, und ich möchte nicht der sein, der es abfeuert. Meiner individuellen Meinung nach hat die Revolution viel größere Dimensionen angenommen, als Sie zu glauben scheinen, und wenn wir heute zu einer so verzweifelten Maßregel griffen, so sind wir nicht sicher, ob uns die Herren von der andern Partei nicht einmal bei der nächsten Gelegenheit Alles heimzahlten. Ich habe zum Beispiel selber eine Hacienda an der Lagune, die bis jetzt nicht mehr besteuert ist, als alle die übrigen, ohne Unterschied der Partei. Würde ich aber heute einen solchen Gewaltact befürworten, so könnte ich mich auch darauf verlassen, daß sie mir dort draußen keinen Stein auf dem andern ließen. So lange ich Minister bin, werde ich zu solchen Maßregeln nie meine Zustimmung geben."

Falcon lächelte. „Von Ihrem Standpunkt aus haben Sie vollkommen Recht, Oleaga. Wir sind uns selbst die Nächsten — aber Sie reden ja, als ob die Revolution überhaupt siegen könnte."

„Excellenz," fuhr Oleaga fort, „sie hat schon gesiegt, wenn sie sich in diesem Umfang nur halten kann, denn sie untergräbt unsere Regierung dadurch, daß sie uns alle Einkünfte abschneidet. Wir befinden uns hier wie in einer belagerten Stadt, und Montes hat ganz Recht — wenn wir diesem Zustand nicht mit gewaffneter Hand ein Ende machen können und zur Offensive übergehen, müssen wir unsere Sache als eine verlorene aufgeben."

„Ich will es mir überlegen, drängen Sie mich nur nicht."

„Außerdem scheint es, als ob die Revolution nun doch wirklich einen Kopf bekäme. Bis jetzt stritten sich Miguel Antonio Rojas und einige andere Generale darum, und wir hatten dabei nicht so viel zu befürchten. Dalla Costa hat ebenfalls eine Führerschaft entschieden abgelehnt, und es gab keinen Mann, der die Zügel in die Hand nehmen konnte. Jetzt hat sich Einer gefunden."

„Wer?" frug der Präsident gespannt.

„Monagas."

Falcon lachte laut auf. „Und ist das Ihr Ernst, Oleaga? Glauben Sie in der That, daß die Venezuelaner dem „Tiger des Ostens", wie er mit

Recht genannt wurde, die Köpfe noch einmal in den Rachen stecken werden, nachdem er schon verschiedene Male zugeschnappt hat? Glauben Sie, daß sie ihm das Blutbad im Franciskanerkloster vergessen haben, wo er die Deputirten wie wilde Thiere niederschießen ließ, oder seine früheren Metzeleien der Indianer? Wenn wir Niemanden weiter zu fürchten haben, Amigo, vor Monagas sind wir sicher genug."

„Quien sabe," meinte achselzuckend der Minister, „es sind schon wunderlichere Dinge in Venezuela vorgekommen. Monagas arbeitet jedenfalls in diesem Augenblick an einem Aufruf an das Volk und — Excellenz kennen gewiß das Sprichwort: „Unter den Blinden ist der Einäugige König."

„Was Sie mir da sagen, Oleaga," erwiderte Falcon, „beruhigt mich sehr. Wenn wirklich etwas Derartiges im Werke ist — was recht gut möglich sein kann — und das Volk wartet darauf, so haben wir überflüssig Zeit unsere Maßregeln zu treffen, denn Monagas, darauf gebe ich Ihnen mein Wort, ist uns nicht gefährlich. Mit Ihnen, Montes, werde ich später — morgen oder übermorgen, sprechen, was wir am Besten thun können, um die Rebellen an

der Lagune auseinander zu jagen. Vielleicht schicken wir ihnen Colina auf den Hals, und Sie, Oleaga, bitte ich dringend, den besagten Herrn heimzusuchen — aber ohne Zögern. Je rascher sie es thun, desto besser, damit er nicht gewarnt wird. Von dem entflohenen Castilia hat man Nichts wieder gehört?"

„Nein, Excellenz."

Der Präsident zuckte mit den Achseln und zog sich mit einer leichten Verbeugung in ein anderes Zimmer zurück, es den beiden Herren überlassend ihren Heimweg unverrichteter Sache anzutreten.

Oben in der Calle del Comercio bewohnte Señor Enano, oder Don Horacio, wie er nur in der ganzen Nachbarschaft genannt wurde, ein kleines allerliebstes Haus, das er sich auf's Beste hergerichtet.

Er hatte einen kleinen niedlichen Hof darin, kleine niedliche Stübchen mit eben solchen Möbeln, und ein kleines allerliebstes Mädchen, das die Küche besorgte und die gröberen Arbeiten verrichtete. Das Einzige nur, was nicht zu dem Allen stimmte, war seine Gattin, die man allerdings weder klein noch allerliebst nennen konnte.

Sie war lang und hager — etwa fünf Jahre älter als Don Horacio, der im Anfang der Vierziger stand, und — man hätte fast sagen können, häßlich — wenigstens nahmen ihre scharfen Gesichtszüge und ihr fast zahnloser Mund nicht besonders für sie ein, während das Gerücht ging, daß ihre Zunge noch viel spitzer sei als ihre Nase.

Don Horacio war, wie wir schon gesehen haben, ganz das Gegentheil von ihr — d. h. klein, dick und gemüthlich, etwas schwärmerischer Natur. Seine Freunde hatten ihn sogar im Verdacht, daß einige Gedichte, die in der officiellen Zeitung gestanden (denn den „Federalista" verachtete er gründlich als oppositionelles Blatt), aus seiner Feder geflossen seien. Diese Gedichte besangen stets ein Ideal, das der Autor suchte, aber nicht finden konnte. Besonders schwärmte er für weibliche Ideale — der Autor nämlich — Enano verwahrte sich übrigens auf das Heftigste gegen diese Autorschaft, da seine Gattin ihm diese ewige Sehnsucht nach Idealen nie verziehen haben würde. Aber auch das Vaterland wurde zuweilen besungen, und einmal erschien eine Ode an Falcon selber, die das Ueberschwänglichste leistete, was

man von einem wirklichen „Hofpoeten" hätte erwarten können.

Beide Gatten hingen übrigens dem jetzigen Regime mit voller Hingebung an — und weshalb? — Die böse Welt sagte, Falcon sei Doña Rosaura's erste Jugendliebe gewesen, und daß Don Horacio keine andere politische Meinung haben durfte, als die ihrige, verstand sich von selbst. Wie dem aber auch sei, sie waren Falcon persönlich zu Dank verpflichtet, der ihnen in früheren Zeiten das kleine Haus geschenkt haben sollte, und da Don Horacio selber etwas Vermögen besaß und eine wenn auch untergeordnete Stelle im Finanzministerium bekleidete, hatten sie genug, um sorgenfrei zu leben.

Don Horacio's größter Genuß aber war, Nachmittags um vier Uhr, nach dem Schluß seiner Bureaustunden, nach Haus zu kommen, sich dann unter das Portal auf seinen Hof zu setzen, in welchem in der Mitte ein Granatbaum und rundherum einige Topfpflanzen standen, und hier, bei einer Creol-Chocolade, die officielle Zeitung bis zu der letzten Annonce hinab gewissenhaft durchzulesen. Er ärgerte sich wohl zuweilen über Helmbold's sich ewig wiederholende Anzeige seines De Buchu-Extracts, wie über

Peyer y C., der eine Annonce unter der andern immer wieder mit demselben Namen brachte — aber das schadete Nichts — es war das gerade seine „Erholung", und von der ließ er sich eben Nichts kürzen — nicht einmal die Annoncen.

So saß er auch heute wieder, nachdem er sein frugales Mittagessen eingenommen, auf seinem bequemen Rohrstuhl in der balsamischen und kühlen Luft, und genoß noch mit vollen Zügen — weniger die Luft als den Leitartikel, der die „verzettelte" Rebellion verhöhnte und den „Blauen" einen baldigen und ruhmlosen Untergang prophezeite, als draußen sehr entschieden an die Thür gepocht wurde, so daß Don Horacio überrascht von seiner Zeitung aufsah. Es war etwas zu Außergewöhnliches und dabei Unangenehmes, daß er in seiner Lectüre gestört wurde.

„Der hat's sehr eilig," sagte Doña Rosaura, die sich, neben ihrem Gatten, ohne Lectüre, dem Genuß einer Tasse Kaffee hingab — „aber ich glaube, er wird wohl warten können" — und sie rührte sich nicht auf ihrem Stuhl. Wenn sie aber geglaubt haben mochte, den Klopfenden durch solche Mißachtung einzuschüchtern, so hatte sie sich sehr geirrt, denn die Worte waren kaum ihren Lippen entflohen, als das Getöse an der

Thür, und zwar in so verschärftem Maße wiederholt wurde, daß das kleine Haus ordentlich zitterte.

„Eine solche Unverschämtheit ist mir aber in meinem Leben noch nicht vorgekommen," rief Dame Rosaura, von ihrem Stuhl emporfahrend, „ich hoffe nicht, daß das einer von Deinen Freunden ist, Horacio."

„Ich hoffe es auch nicht," murmelte Horacio leise vor sich hin, als seine Gattin mit raschen Schritten dem Thorweg zuging, denn er wußte, was ihn später in diesem Fall erwartet hätte. — Er horchte auch vorsichtig nach der Thür hinüber, die er von seinem Sitze aus nicht sehen konnte, hörte aber merkwürdiger Weise gar nicht die Stimme seiner Gattin, sondern nur einen tiefen Baß, der nach Don Horacio fragte und ob er zu Hause wäre.

Doña Rosaura mußte, natürlich bejahend, geantwortet haben, denn Schritte wurden auf dem mit Fliesen belegten Gang hörbar, und Enano seufzte tief auf. Ein Besuch, und gerade in dieser Stunde — es war so unangenehm als möglich, ließ sich aber auch nicht mehr ändern, und seine angeborene Gefälligkeit verhinderte ihn, selbst

nur ein mißvergnügtes Gesicht zu zeigen. Er lächelte.

Die Schritte kamen näher — es konnte möglicher Weise ein Vorgesetzter sein, und Don Horacio, die Zeitung mit einem Seufzer auf einen kleinen runden Tisch legend, stand von seinem Stuhl auf und sah sich, einige Secunden später, zu seinem unbegrenzten Erstaunen einem ihm sehr gut bekannten Polizeiofficianten gegenüber, der noch, um seinen amtlichen Besuch außer Zweifel zu stellen, zwei gewöhnliche Polizeidiener bei sich hatte.

„Don Pablo," rief Horacio mit dem erstauntesten Gesicht von der Welt, indem er ihm verlegen die Hand entgegenstreckte, „was verschafft mir diese Ehre?"

„Don Horacio," erwiderte der Mann des Gerichts, indem er die dargebotene Hand kräftig schüttelte, „es thut mir in der That leid Sie zu belästigen, aber Sie wissen, der Pflicht steht alles Andere nach; dürfte ich Sie vielleicht um eine Cigarre bitten, ich habe meine zu Hause vergessen."

Horacio sah ihn verblüfft an. — „Jawohl, mit dem größten Vergnügen," griff dabei in die Tasche und holte ein Packet Papiercigarren her-

aus, wie sie in Venezuela gewöhnlich geraucht werden — „hier, mein bester Don Pablo; aber ich kann mir doch nicht denken, daß Sie deshalb allein und in dieser Begleitung hierhergekommen wären."

„Nein," antwortete Don Pablo, indem er die Cigarre nahm, sie auf- und dann wieder fest zusammendrehte und zuletzt mit einem auf dem Tisch stehenden Feuerzeug anzündete — „deshalb nicht, Don Horacio — das ist eine famose Havana — aber ich habe den Auftrag bei Ihnen Haussuchung zu halten, und ich möchte Sie deshalb freundlich bitten, mir Ihr Arbeitszimmer aufzuschließen. Bitte, beunruhigen Sie sich nicht, Señora — weiter Nichts, nur das Zimmer, wo der Schreibtisch steht — die ganze Sache hat sonst keinen Zweck."

Horacio stand da wie aus Stein gehauen. Bei ihm Haussuchung und von Seiten der Regierung? — es war gar nicht denkbar und mußte auf einem Irrthum beruhen.

„Don Pablo," bemerkte er endlich mit seiner gewinnendsten Höflichkeit, „Sie haben sich doch nicht in der Hausnummer geirrt? Ich habe Nummer 45. Neben mir wohnt ein Schneider, ein sehr zweifelhafter Charakter, den ich schon

mehrmals habe revolutionaire Lieder singen hören. Lautet der Befehl wirklich bei Horacio Enano?"

„Das sind die Worte," sagte der Polizeibeamte, „„Hausnummer kommt gar nicht in Betracht. Dürfte ich Sie bitten mir das Zimmer zu öffnen?"

War Horacio erstaunt gewesen, so war es seine Frau noch mehr, denn ohne eine wirkliche Veranlassung konnte doch die Polizei nicht eine solche Maßregel ergreifen, und was hatte ihr unglückseliger Mann wieder gethan? Konnte man ihn überhaupt auch nur eine Stunde sich selber überlassen, ohne daß er Dummheiten machte? Und nun kamen sogar die Gerichte, Falcon's Polizei, und hielten ihn für einen verdächtigen und gefährlichen Menschen!

Horacio war ganz blaß geworden, denn überhaupt ängstlicher Natur, hatte er, obgleich selber bei der Regierung angestellt, von Jugend auf eine gewisse Scheu vor der Polizei gehabt, die er sich immer nur — wie die Engel mit dem Schwert — als wachsame und strenge Richter vorstellte. Aber war er sich irgend eines Vergehens bewußt? — So sehr er sich abmühte, es fiel ihm nicht ein einziges ein, was auch nur im Entferntesten eine solche Heimsuchung verdient

hätte. Wenn es einen Menschen in Venezuela gab, der mit der Regierung vertrauensvoll durch Dick und Dünn ging, so hieß der Horacio Enano — und jetzt wollte man bei ihm haussuchen? — Er war mild und sanft von Charakter, aber dagegen empörte sich doch sein Selbstgefühl, und mit einer besondern Würde, die er sonst nicht zum Vorschein brachte, sagte er:

„Don Pablo, wenn Sie einen solchen Auftrag von unserer Regierung, die Gott erhalten möge, haben, so steht Ihnen bereitwillig das ganze Haus zur Disposition. Bitte, beginnen Sie; ich werde Ihnen nicht das geringste Hinderniß in den Weg legen."

„Ich habe es nicht anders von Ihnen erwartet, Don Horacio," erwiderte der Polizeibeamte, „und nun seien Sie so gut und lassen Sie uns so rasch als möglich an's Geschäft, denn die Sonne geht bald unter und ich möchte doch noch gern vor Dunkelwerden fertig sein."

Horacio erwiderte kein Wort weiter. Er warf nur noch einen wehmüthigen Blick zurück auf die Zeitung, der ganze Nachmittag war ihm verdorben, und ging dann festen Schrittes dem Beamten voran in sein Arbeitszimmer hinein, wo er nur mit einer einladenden Bewegung seines

rechten Armes seinem Begleiter die Erlaubniß ertheilte, darin umherzustöbern, wie es ihm beliebte.

Der Mann ließ sich auch nicht lange nöthigen. Er besaß, nach den vielen ähnlichen Aufträgen der letzteren Zeit, schon eine ziemliche Erfahrung in derlei Dingen, und seinen Hut ablegend, winkte er nur seine beiden Leute herbei, um vor Allem die Untersuchung des Schreibtisches zu beginnen.

Der Schreibtisch war ein altspanisches oder vielleicht sogar ein französisches oder deutsches Möbel, das Horacio einmal auf einer Auction erstanden, mit einer Masse Schiebladen und Fächer und verschließbarer Klappen, in dem sich ein gelernter Tischler kaum zurecht gefunden haben würde. Der Beamte schien aber gerade der Mann dazu, sich auch dadurch nicht irre machen zu lassen, und visitirte mit einer Kaltblütigkeit die verschiedenen Gefache, daß es selbst Doña Rosaura in Erstaunen setzte. Aber er fand Nichts, was selbst in den Augen eines Polizeibeamten staatsgefährlich gewesen wäre.

Don Horacio hatte nämlich so wenig Correspondenz oder andere Schriftstücke, daß er die Fächer weit mehr zu häuslichen Zwecken, als

dazu gebrauchte, wozu sie doch jedenfalls ursprünglich bestimmt gewesen. In dem einen lagen seine Socken, ein Paar weniger als ein halbes Dutzend, in dem andern frischgewaschene Hemden, darunter Vorhemdchen und Kragen, links verschiedene Unterkleider. Eine Schieblade enthielt Nichts weiter als ein Paar weiße, aber schon getragene Glacéhandschuhe, und dann kam eine andere, in den Papiercigarren ihren Aufenthalt hatten. Don Pablo nahm sich eine davon, denn die seinige war aufgeraucht.

Papiere fanden sich allerdings auch noch vor, aber vollkommen harmloser Natur: quittirte Rechnungen, Notizen über Einnahme und Ausgabe mit einem sehr kleinen Vorrath von noch weißem Papier und einigen Couverten, und Enano's Frau stand daneben, wie der Beamte die verschiedenen Stücke kopfschüttelnd in der Hand herumdrehte und dann eins nach dem andern wieder auf seinen Platz legte. Don Pablo war aber kein Mann, der die Sache oberflächlich abmachte, und als er alle ihm zugänglichen Fächer genau durchgemustert, fing er an, sich den Schreibtisch im Allgemeinen zu betrachten, um zu sehen, wie die Schiebladen mit dem Umfang des Möbles übereinstimmten.

Da stellte sich denn bald heraus, daß das in der That nicht überall der Fall war. Links und rechts befanden sich zwei Schiebladen, die nicht die ganze Länge des Schreibtisches ausfüllten, sondern noch einen dahinter befindlichen leeren Raum vermuthen ließen, und der Beamte sagte deshalb mit der größten Ruhe und Artigkeit.

„Sie haben hier auch geheime Fächer, Don Horacio: dürfte ich Sie bitten mir dieselben zu öffnen?"

Geheime Fächer?! — Davon hatte selbst Doña Rosaura Nichts geahnt, und sah deshalb ihren Mann mit der größten Spannung an; Horacio dagegen, der wohl wußte daß jetzt kein Sträuben half, warf einen unruhigen Blick auf seine Gattin, konnte sich aber nicht in den Augen des Beamten auch nur in soweit bloßstellen, diese Aufforderung selbst für einen Moment zu mißachten, und drückte deshalb ohne Weiteres an einer kleinen Feder, die im Nu einen rechts befindlichen Schieber aufspringen machte.

Das Fach war allerdings nicht leer, aber nach dem, was sich darin befand, hatte der Beamte nicht gesucht. Es enthielt eine weiße, etwas schmutzige seidene Schleife, eine in Papier gewickelte rabenschwarze Locke, eine Anzahl ge-

trockneter Blumen, einen linken Frauenhandschuh und einen in Papier gewickelten, sehr einfachen und werthlosen goldenen Ring.

„Aber Horacio?" rief seine Frau, die sich, unähnlich dem Beamten, mit voller Neugierde über diese Schätze einer vergangenen Zeit herwarf. „Was ist denn das? — was soll das bedeuten? Davon habe ich noch kein einziges Stück gesehen."

Horacio faßte sich, ein glücklicher Einfall rettete ihn. „Theure Andenken an meine selige Mutter," sagte er mit einem wehmüthigen Blick auf die Gattin. „Ich wollte Dir das Herz nicht schwer machen, Rosaura, und habe sie hier, der Welt verborgen, aufbewahrt."

„Von Deiner Mutter, Horacio?" rief die Frau, noch immer etwas ungläubig.

„Bitte, nun das andere Fach," bemerkte aber der Beamte, der sich für solche Andenken nicht im Geringsten interessirte.

„Und glauben Sie mir nicht auf mein Wort," entgegnete Horacio, „wenn ich Sie versichere, daß jenes letzte Fach Nichts enthält, was für den Staat von der geringsten Bedeutung sein könnte?"

„Thut mir leid, Don Horacio," erwiderte

der Polizeicommissair, „ich bin hierher geschickt, um gar Nichts zu glauben, sondern um Alles zu sehen. Bitte, drücken Sie einmal auf die andere Feder, ich kann nicht herausbekommen wo sie steckt.“

Horacio seufzte tief auf, aber er wußte recht gut, daß ihm jetzt eine Weigerung Nichts mehr geholfen hätte. Er drückte, und als auch diese Schieblade aufflog, sah der Beamte plötzlich einen Haufen von Manuscripten vor sich, der ihm allerdings Hoffnung gab, daß seine Untersuchung nicht ganz nutz- und erfolglos gewesen. Er kannte den kleinen Horacio schon seit langen Jahren und hatte ihn immer gern gehabt, aber ein Polizeibeamter besitzt auch sein Ehrgefühl: den Wunsch eines Erfolgs, ähnlich dem, wie ein Jäger der nach Wild jagt. An dem Wild selber liegt ihm vielleicht gar Nichts, aber — er mag doch nicht leer nach Hause kommen.

Der Polizeibeamte zog den Kasten auch — trotz seiner Freundschaft für Don Horacio — ziemlich gierig heraus, stellte ihn auf den Tisch und fing an, die verschiedenen Papiere, die fast nur aus einzelnen Blättern bestanden, erst durchzuwühlen und dann nacheinander heraus zu-

nehmen und zu betrachten, aber der Erfolg war wiederum kein befriedigender.

„Caramba, Don Horacio," rief der Beamte, indem er die Papiere durchblätterte und Einiges flüchtig las, „das sind ja lauter Verse; ich habe gar nicht gewußt, daß Sie auch dichten könnten."

„Dichten?" wiederholte Doña Rosaura, indem sie herbeikam und die Hand nach den Papieren ausstreckte.

„Bitte," wehrte sie aber der gewissenhafte Beamte ab, „zuerst muß ich Sie ersuchen, mir die Durchsicht der Papiere zu überlassen. Wenn ich damit fertig bin, stehen sie Ihnen zu Diensten. — An sie — An die Entflohene — die Entflohene?" Er wurde aufmerksam und las das Gedicht zur Hälfte etwa durch — aber er fand es vollkommen harmlos, denn es war reiner Unsinn, mit überschwänglichen Worten in Reime gebracht. Er suchte weiter — ha, da war des Präsidenten Name, groß geschrieben — aber die Ueberschrift hieß: „An Falcon den Großmüthigen," und wie er nur ein paar Zeilen davon gelesen, rief er erstaunt aus: „Purisima! das ist ja das nämliche Gedicht, was neulich in der Zeitung gestanden hat. Sind Sie der Verfasser, Don Horacio?"

Don Horacio wurde bis hinter die Ohren roth und stammelte verlegen etwas von einfachen Versuchen, großer Verehrung ꝛc. vor sich hin, das ebensowenig Sinn hatte, als das Gedicht selber. Doña Rosaura aber schlug in Verwunderung die Hände zusammen und lauerte nur auf den Augenblick, wo sie die übrigen Blätter an sie, an die Entflohene ꝛc. in die Hände bekommen würde. Der Polizeibeamte stellte ihre Geduld auch nicht auf eine zu harte Probe. Nachdem er die poetischen Ergüsse flüchtig durchgesehen und gefunden hatte, daß dieselben nicht das geringste Staatsgefährliche oder gar Verrätherische enthielten, sondern daß sich in ihnen höchstens die „Milch frommer Denkungsart“ offenbarte, stopfte er die Blätter ziemlich rücksichtslos wieder in das Fach zurück und untersuchte nun vor allen Dingen noch einmal den Schreibtisch, ob er nicht weitere verborgene Stellen fände. Aber er fand Nichts mehr. Die Schiebladen stießen alle bis hinten an die Rückwand, und nachdem er sich dann noch einmal im Zimmer umgesehen, sagte er freundlich:

„Don Horacio, ich kann Ihnen gar nicht sagen wie glücklich es mich macht, heute bei Ihnen Haussuchung gehalten zu haben.“

„Bitte,“ erwiderte Horacio, „mir haben Sie den ganzen Abend verdorben.“

„Lassen Sie sich das nicht gereuen,“ tröstete ihn aber der Mann des Gerichts. „Ihr Charakter steht jetzt rein da, und verleumderische Zungen müssen schweigen — ja Falcon selber wird beschämt sein, wenn er erfährt daß gerade der Mann, den er in falschem Verdacht gehalten, sein Dichter ist.“

„Der Präsident!“ rief Horacio fast entsetzt aus; „aber es ist doch nicht möglich, daß Seine Excellenz etwas Unrechtes von mir denken konnte, denn in meinem ganzen Leben habe ich nicht —“

„Denunciation,“ sagte Don Pablo mit einer wegwerfenden Handbewegung; „besorgen Sie deshalb Nichts, kommt bei uns alle Tage vor, Don Horacio. Señorita, ich habe die Ehre, mich gehorsamst zu empfehlen,“ und seinen Leuten winkend, verließ er das Haus wieder, vor dem sich aber schon eine Menge Leute versammelt hatten, um Don Horacio Enano von der Polizei heimgesucht zu sehen.

Don Horacio, den sie immer scherzweise den „kleinen Falcon“ nannten, das war etwas zu Außergewöhnliches und Absonderliches. Daß man bei ihm nichts Verdächtiges gefunden, verstand

sich von selbst, wer aber, um Gottes willen, war nur auf den abenteuerlichen und absurden Gedanken gerathen? und es wurde am nächsten Tag von fast Nichts weiter in der Stadt gesprochen. So viel glaubte man herauszusehen, daß, wenn Falcon selber einem Menschen nicht mehr traue, der ihn auf wirklich lächerliche Weise verehrte, er auch das Vertrauen auf seine ganze Regierung verloren haben müsse und, was man überall hoffte und jetzt erwartete, nächstens abdanken würde. Nur Falcon selber dachte nicht daran.

Die Scene, die sich indessen vor Horacio's Arbeitstisch abwickelte, als Doña Rosaura die Gedichte „an sie" — „an die Entflohene" ꝛc. — noch viel genauer untersuchte, als vorher der Beamte, und das Manuscript sogar confiscirte, geht uns Nichts an. Es sind das reine Familienangelegenheiten.

9.
Am Ostersonntag.

Wieder waren Wochen vergangen und der Zustand in Caracas, ja im ganzen Lande, fing an ein unheimlicher zu werden. Es fiel allerdings nichts Besonderes vor und nirgends noch hatte zwischen den feindlichen Parteien ein ernstlicher Zusammenstoß stattgefunden — aber die Gewitterschwüle vor einem Sturm lag über der ganzen Bevölkerung Venezuelas, und Jeder — nur, wie es schien, Falcon's Regierung nicht — wußte, daß dieser Zustand unmöglich lange dauern konnte.

Im Innern hielten die gelben Truppen zwar noch immer die größeren Plätze besetzt, und die Reconquistadoren ließen sie auch bis jetzt in ungestörtem Besitz, aber dazwischen hinein scho-

ben sie entweder schon ihre Posten, oder fingen an, besonders von Süden und Westen her, mehr und mehr gegen die Hauptstadt vorzurücken, ohne daß Falcon's Generale im Stande gewesen wären, sie daran zu verhindern, ja selbst ohne daß sie den Versuch dazu machten.

Falcon verfolgte indessen unverdrossen und unbeirrt seine kleinliche Politik. Die Deputirten der verschiedenen Landestheile traten wieder in der Kammer zusammen, und es war auch kein Geheimniß geblieben, daß sie einen energischen Protest gegen den, man konnte fast sagen, passiven Widerstand der Regierung beschließen wollten, mit welchem allen Wünschen des Volkes begegnet wurde.

Ob es auf Falcon's Befehl geschah wußte man nicht, aber es war jedenfalls nach seinem Wunsch, daß sich die zu ihm stehende Minorität der Kammer von den Sitzungen fern hielt und diese dadurch beschlußunfähig machte. Auf die Tribüne geschicktes Gesindel, fast nur Soldaten, die indessen ihre militairischen Abzeichen nicht trugen, verhöhnten die Abgeordneten, und als sich ein General in den Sitzungssaal drängte und der Präsident der Kammer dagegen protestirte, erhob sich draußen, in dem nur durch ein

weites Gitter abgetrennten Raum, der als Tribüne diente, ein solcher Tumult unter der Bande und solche Drohungen wurden gegen die Abgeordneten ausgestoßen, daß diese schon eine Wiederholung der unter Monagas früher aufgeführten Scene fürchteten und der Präsident, anstatt erst den Versuch zu machen die Tribünen zu räumen, augenblicklich die Sitzung aufhob und die Deputirten auseinander stoben.

Die Empörung in Caracas war allgemein. Oleaga selber ging zu Falcon, um ihm Vorstellungen darüber zu machen, aber dieser zuckte die Achseln.

„Was wollen Sie?" sagte er, „Sie sehen, daß selbst das Volk auf meiner Seite ist und eine Opposition gegen meine Regierung nicht dulden will. Soll ich mich selber in's Gesicht schlagen?"

An dem nämlichen Abend entstanden neue Unruhen. Im Hause des Präsidenten der Kammer hatten sich verschiedene Mitglieder versammelt, um die Tagesereignisse und besonders die Störung der Sitzung zu besprechen. Wieder sammelte sich ein Menschenhaufen, der hauptsächlich aus Soldaten in Civil — d. h. mit Hemd und Hosen bekleidet — bestand. Man

klopfte an die Fensterladen, man schrie Drohungen hinein. Drei Revolverschüsse wurden sogar abgefeuert und eine Kugel schlug in das Zimmer, in dem sich die Abgeordneten befanden, glücklicher Weise nur harmlos in die Wand.

Die Stimmung in der Stadt wurde dadurch am nächsten Tag eine so drohende, daß sich der Senat veranlaßt sah, der Kammer über das Vorgefallene sein Bedauern auszusprechen. Die Regierung that indessen gar Nichts. Nachdem an dem Abend geschossen worden, marschirte allerdings etwas Militair auf und besetzte die Straßenecken, belästigte aber die Unruhestifter nicht im Mindesten, ja Einer der Deputirten wurde sogar, als er nach Hause gehen wollte, von ihnen verhaftet, mußte aber freilich bald nachher wieder freigelassen werden.

Die eintretende Semana santa oder Osterwoche, die in Caracas mit großer Feierlichkeit begangen wird, beruhigte wenigstens auf kurze Zeit die Gemüther, und es schien, als ob die Regierung etwas Luft bekommen sollte.

Die üblichen großartigen Processionen zogen durch die Straßen, in denen die schöne Welt im höchsten Staat lustwandelte oder hinter den Gittern ihrer Fenster dem „Schauspiel“ zusah.

Die Kirchen waren wie gewöhnlich mit Damen angefüllt, die vor dem Bilde des Gekreuzigten und der mit Schwertern durchbohrten Brust der Jungfrau ihren glänzendsten Putz entfalteten. Es sollte ja auch ein Fest des Friedens und der Versöhnung sein; aber wer von all' den Tausenden, die heute ihr Gebet zum Himmel schickten, dachte an Frieden und Versöhnung! Ueberall in den Straßen standen die Männer in Gruppen zusammen, und selbst das auf der Plaza zusammengezogene Militair schien in Unruhe, denn dumpfe Gerüchte über den Abfall von Regierungstruppen in der Nähe von Caracas gingen von Mund zu Mund, ohne daß man ihren Ursprung hätte auffinden können. — Es war wie eine Vorahnung dessen, was nothwendig geschehen mußte, sobald einmal der jetzt nur noch unter der Asche glimmende Funken in helle Flammen ausbrach.

Wie es hieß, drängte Falcon fortwährend seine Minister, ihn reisen zu lassen; er hatte Besitzungen, die er besichtigen mußte, und brauchte auch eine Luftveränderung, seiner Gesundheit wegen. Die Minister weigerten sich aber, ihre Zustimmung dazu zu geben, denn sie wußten nicht genau, ob er zurückkehren würde, und hätten

sich dann natürlich in einer höchst peinlichen Lage befunden.

Merkwürdiger Weise erhielt die Regierung gar keine Depeschen von außen. Ob sie aufgefangen wurden, oder ob die Generale nicht schrieben, genug, man wußte fast gar Nichts vom Innern des Landes, während die paar Reisenden, die von dort herkamen, wohl genauen Bericht über die Stellung der Regierungstruppen abstatteten, die sie unterwegs getroffen hatten, von Banden der Blauen aber nie Etwas wissen wollten, und doch mußten diese überall zerstreut liegen.

In diesen ersten Tagen der Woche traf das sich bald bestätigende Gerücht ein, daß der frühere Präsident der Republik, José Tadeo Monagas, ein Manifest erlassen habe, worin er der Nation zum Frieden und zu einer gütlichen Beilegung des Streites rieth, dabei aber in kernigen, wenn auch etwas phrasenreichen Worten strenge Erfüllung der Volkswünsche verlangte. Das Manifest war allerdings nur an „seine persönlichen und politischen Freunde" gerichtet, aber selbstverständlich für die ganze Nation bestimmt, und die Ueberzeugung sprach sich schon überall aus, daß man, was auch immer auf Mo-

nagas' Vergangenheit lastete, doch vor der Hand keinen Besseren als ihn finden würde, um an die Spitze der Revolution zu treten.

Monagas, der sich mit sieben oder acht Millionen, die er dem Staat gestohlen, in die Stille des Privatlebens zurückgezogen hatte, trat auf's Neue an die Oeffentlichkeit. War das Geld schon verthan und brauchte er neue Hülfsquellen? Nein, er war einer der reichsten, wenn nicht der reichste Privatmann in Venezuela, und seine Freunde in der Stadt, deren er doch noch immer hatte, erzählten jetzt von seiner Aeußerung: er habe einen bösen Ruf in Venezuela hinterlassen, der ihn drücke und quäle. Er wolle das wieder gut machen und seinem Vaterland mit dem letzten Blutstropfen dienen, ohne auch nur das Geringste, weder Geld, noch Ehrenstellen, zu beanspruchen. Wenn er das erreicht habe, trete er wieder in sein stilles Familienleben zurück, und er hoffe, die Nation werde, wenn er einmal sterbe, das Brandmal von seinem Namen nehmen und ihm ein freundliches Andenken bewahren.

Am Mittwoch, den 8. April, mitten in der Semana santa, stand jenes Manifest abgedruckt in der oppositionellen Zeitung, im Federalista,

und die Stimmung für Monagas war eine entschieden günstige in der Stadt. — Zugleich aber lief auch ein heftiger Schreck durch die Reihen der Regierungspartei, denn plötzlich verbreitete sich das ganz bestimmte Gerücht, Victoria, die zweite Stadt im Innern, habe sich fest und entschieden für die Revolution erklärt, ja das dort stehende Militair sei mit Officieren und Allem zu den Blauen übergegangen.

An dem Tag mag Falcon zum ersten Male die Möglichkeit seines Sturzes vorausgesehen haben. Donnerstag wurden die Minister zu ihm bestellt und sollten Hülfe schaffen; sie vermochten es nicht und reichten ihre Entlassung ein. Dann ward Arvelo gerufen und ihm die Bildung eines Ministeriums anvertraut; Falcon hatte vollkommen den Kopf verloren.

Arvelo benutzte die günstige Gelegenheit, denn wenn ihn nur der Präsident ehrlich unterstützte, so war es noch möglich, einen offenen Krieg von dem Lande abzuwenden. Er sandte augenblicklich Couriere nach der Lagune und dem in Kagua stehenden General der Blauen, Alvarado, um einen vierzehntägigen Waffenstillstand abzuschließen, während sich das neue, liberale Ministerium constituirte.

Schon am Charfreitag war ein neues Ministerium ernannt, das der Stadt die größten Hoffnungen auf eine friedliche Beilegung des Streites gab. — Mejia, ein anerkannt tüchtiger Soldat und braver Mann, der sich der Falcon'schen Wirthschaft stets fern gehalten hatte, war Kriegsminister geworden, Arvelo hatte das Innere und die Justiz, das Aeußere Villafañe, Antonio Parejo aber den nicht beneidenswerthen Posten des Finanzministers, und ein Jubelruf ging durch Caracas, als schon am nächsten Morgen, am Sonnabend, ein Decret des Justizministers verkündete, daß die Regierung beschlossen habe, alle politischen Gefangenen in Freiheit zu setzen, während der Kriegsminister zu gleicher Zeit einen Armeebefehl erließ, nach welchem die sämmtlichen Soldaten von elf Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags, also während der Dauer der Session der Abgeordneten, in ihren Kasernen sollten gehalten werden und die Officiere davon keine Ausnahme machen dürften.

Beide Erlasse erschienen am 11. April im „Federalista" — das officielle Blatt war wenige Tage vorher sanft entschlummert — und der Jubel in Caracas läßt sich denken. Die einzige Befürchtung nur blieb, daß unter diesem Präsi-

denten und mit diesem Heer ein solches freisinniges Ministerium nicht lange würde bestehen können — und was dann?

José hatte sich die ganze Zeit in der Hauptstadt aufgehalten, und so besorgt sich auch seine Mutter zeigte, daß er hier noch mit der Regierung, die ihn doch jedenfalls überwachte, in Conflict gerathen könne, so mochte er sich doch nicht entschließen Caracas zu meiden. Was sollte er auch draußen im Innern thun? Müssig abwarten, was die noch immer unschlüssigen Reconquistadoren endlich einmal beschließen würden? Das konnte er hier eben so gut. Außerdem hieß es sogar, daß die hervorragendsten Führer beider Parteien, also Miguel Antonio Rojas mit einigen seiner ersten Officiere von den Blauen, Bruzual dagegen mit den Ministern des Kriegs und des Innern, in Victoria eine Zusammenkunft haben sollten, um die Grundlagen eines dauernden Friedens zu berathen — was natürlich nur dadurch geschehen konnte, daß die auch jetzt dazu völlig willige Regierung dem Volke die nöthigen Zugeständnisse machte.

Geschah das und fügte sich Falcon, so war die Revolution allerdings beendet und man hätte sich vielleicht sogar noch Falcon länger als Prä-

sidenten gefallen lassen — war es doch immer besser, als ein so furchtbarer Bürgerkrieg, der — einmal entfesselt, viel edles Blut gekostet hätte.

Es war der Abend des Ostersonntags und die große Kathedrale von Caracas so angefüllt mit Menschen, daß „wirklich Andächtige" noch draußen vor den geöffneten Thüren auf den Knieen lagen und ihre Gebete zu dem Heiligthum hinein sandten. — Selber betreten oder wenigstens darin knieen konnten sie nicht mehr, denn die Damen der Hauptstadt hatten schon Besitz von der Kirche ergriffen und erfüllten den ganzen Raum. Aber nicht etwa, daß die schöne Welt nur zufällig etwas früher gekommen wäre als alle die Uebrigen, nein seit drei, ja seit zwei Uhr Nachmittags — wie man sich wohl ausnahmsweise manchmal in einem Theater einen Sitz sichert, waren sie im höchsten Staat hineingeströmt und hatten dort ihre Plätze eingenommen, die sie oft bis um neun oder zehn Uhr Nachts behaupteten.

Sie lagen auch nicht etwa auf den Knieen, das würden sie nicht ausgehalten haben, sondern sie saßen, auf einem zu dem Zweck besonders mitgebrachtem Teppich oder Kissen, mit untergeschlagenen Füßen, ihre weiten seidenen Falten=

kleider um sich her gebreitet, in langen Reihen quer durch das Schiff der Kirche und in den Gängen und in den entferntesten Ecken, wo die etwas später Gekommenen noch einen kleinen Raum gefunden hatten, und nur schmale Pfade waren an den Säulen hin frei gelassen — einzig und allein, damit die jungen Herren dazwischen herumgehen und sich das reizende Bild von allen Seiten betrachten konnten.

Vor dem Altar wurde das Hochamt abgehalten und dann und wann, zwischen all' dem Flüstern und Kichern und Rauschen der Kleider, tönte die monotone Stimme des Priesters oder das Klingeln kleiner Glocken herüber; aber die jungen Damen schienen wenig darauf zu achten. Nur bei bestimmten Zeichen bekreuzten sie sich — oft ohne selbst ihr leise geführtes Gespräch dabei zu unterbrechen.

Und welche Mischung von Farben, nicht in den Kleidern allein, auf denen heute jede nur erdenkbare Kostbarkeit zur Schau getragen wurde, denn sie feierten ja die Auferstehung des Herrn, nein, auch in den Gesichtern des bunten Kreises! Hier saßen Creolinnen von blendender Weiße, den schneeigen Hals mit Perlen und Diamanten geschmückt, dicht dahinter aber vielleicht eine alte

Negerin mit grauem wolligen Haar, großen breitgoldenen Ohrringen und eine grellrothe Mantille um die Schultern geschlagen. Rechts und links aber, wohin der Blick fiel, blitzten ihm die dunkeln Augen bronzefarbener junger Damen in jeder Schattirung, von der lichtesten, kaum merklichen Färbung der Quadron-Mestize bis zu dem dunkeln Braun der vollen Race entgegen, und Gesichtsconturen zeigten sich dabei, wie sie sich ein Bildhauer nicht herrlicher hätte zu einer Venus oder Psyche wünschen können.

Und wie diese glänzenden Augen herüber und hinüber flogen und die Gänge entlang, ob sie auf Bekannte oder auch vielleicht Erwartete trafen. — Andacht? Die paar alten Frauen, die da oder dort ihre Rosenkränze abbeteten, hatten sie möglicher Weise, aber wahrlich nicht an dem heutigen Abend das junge Volk, das sich hier mehr zu einem fröhlichen Fest, als zu irgend etwas Anderem versammelt zu haben schien.

Ebensolche Schattirungen wie die Damen zeigten übrigens auch die Herren, die sich in den freigelassenen, aber nur äußerst schmalen Gängen hinbewegten und einander vorbeizugehen suchten — kein leichtes Stück Arbeit, wenn sie dabei nicht Einer oder der Andern der Schönen auf

das ausgebreitete Kleid treten wollten, was jedenfalls für eine Unart galt und doch in manchen Fällen gar nicht zu vermeiden war.

Sonderbarer Weise sah man aber viel mehr wirklich weiße Damen als Herren — die Mischlingsrace war jedenfalls am stärksten bei den letzteren vertreten, und licht bronzefarbene Gesichter zeigten sich überall, aber fast lauter schlanke, elastische und oft edle Gestalten, denen das rabenschwarze Haar und der kleine Schnurrbart gar nicht so übel standen.

Just hinter der Ecke des einen mächtigen Pfeilers, von denen zwei Reihen zu dem Hauptaltar führten, lehnte José — aber auch nicht in besonderer Andacht, denn er hatte sich bis jetzt hauptsächlich damit beschäftigt, das Innere der erst neu restaurirten Kathedrale zu betrachten, die wirklich schön in ihrer Einfachheit und würdig wie ein Gotteshaus ihn umgab. Die hohen, mächtigen Säulen hoben sich leicht und kühn empor, so daß sie das Gewölbe kaum zu tragen schienen. Nicht mit vielem Bilderzierrath war das Innere geschmückt — es hatte Alles beisteuern müssen, um nur das Nothwendigste zu schaffen, aber dadurch waren auch die Wände nirgends überladen und lenkten den Blick nicht auf

zu buntes Bilderwerk und Schnörkelei. Die Kathedrale von Caracas konnte als ein Schmuck der Hauptstadt gelten — und galt dafür.

Wie aber der Blick des jungen Mannes eine Zeit lang in den hohen, luftigen Räumen umhergeschweift war, senkte er sich endlich seiner nächsten Umgebung zu. Dorthin war ihm freilich nur eine sehr unruhige Aussicht verstattet, denn der Zug der Spaziergänger in der Kirche bewegte sich fortwährend, bald vor-, bald rückwärts, zwischen ihm und den im Schiff sitzenden Damen vorüber. Deshalb aber wurde er dort, wo er stand, auch nicht gedrängt, denn wer heute in die Kirche kam, wollte sowohl sehen als gesehen werden, was in der Ecke da nicht möglich war.

Bald da-, bald dorthin — wie die langsam Vorüberziehenden wechselten, bekam José doch einmal eine Aussicht auf einzelne Gruppen, ohne daß man ihn hätte gut bemerken können. Er traf auch unter den Damen manches bekannte Gesicht, wenn es auch nicht so leicht war sie unter dem fremdartigen Putz und der Schminke, denn geschminkt hatten sich fast Alle und oft in auffallender Weise, rasch heraus zu finden.

Da plötzlich fühlte er wie ihm das Herz stärker zu klopfen anfing, denn dort — allein

und nicht mit ihrer Mutter — saß zwischen den Uebrigen Isabel, und oh wie schön, wie wunderbar schön sie gerade heute Abend aussah! Sie trug ein kostbares carmoisinrothes Seidenkleid und eine ebensolche einfache Rose im Haar, aber durch die vollen rabenschwarzen Locken, von denen die Mantille heruntergefallen war, wand sich eine einfache Schnur blitzender Diamanten, die aber keinen solchen Glanz ausströmten, als Isabel's Augen.

Doch wie verändert kam sie ihm heute vor. Als er sie zuletzt sah — es waren Wochen darüber hingegangen, denn er hatte seitdem der Señora Corona Haus nicht wieder betreten — erschien sie bleich und abgehärmt, als ob ein Schmerz auf ihrer Seele laste — und jetzt? Wie eine Königin saß sie zwischen ihren Nachbarinnen, das Haupt stolz, fast keck gehoben und mit den dunkeln Augen ruhig und siegesbewußt nach allen Seiten schweifend. Ihn konnte sie noch nicht bemerkt haben, denn auch über die Stelle wo er sich befand, glitt ihr Blick, ohne auch nur für einen Moment darauf zu ruhen. Es war fast, als ob sie Jemanden suche oder erwarte.

Alles Andere war von dem Moment an für José verschwunden; er hatte nur Augen für die

einst so heiß Geliebte — und doch wie anders ruhte jetzt sein Blick auf ihr. Schön war sie — schön wie der Sonnenstrahl, der sich durch Palmenwipfel seine Bahn zur Quelle bricht — schön wie die frisch erschlossene Rose, wie der perlende Thau, der auf der Granatblüthe schimmert — aber das Vertrauen zu ihr war aus José's Seele geschwunden. Sein Vater, der kalt berechnende und ruhig beobachtende Kaufmann hatte Recht gehabt — sie trug die prachtvoll schillernde Haut, aber auch das Herz einer Schlange, und wie er sie früher geliebt hatte, so fürchtete er sie jetzt.

Plötzlich flog ein lichtes Lächeln über ihre Züge — ihr Auge nahm einen noch höheren Glanz an, und leicht erröthend erwiderte sie einen an sie gerichteten Gruß. Wem aber das Lächeln galt, konnte José von seinem Platz aus nicht erkennen, denn der Glückliche befand sich jedenfalls an der andern Seite der Säule, hinter der er selber lehnte; aber die Herren zogen an ihm vorüber, und wenn er Isabel's Augen beobachtete, gelang es ihm vielleicht den Rechten auszufinden. Jetzt nahmen ihre Blicke die Richtung nach ihm hin — der Mann, der ihm vorbeiging, war ein alter Neger, der wahrscheinlich

in der Kirche seine Familie suchte — dem hatte sie nicht zugelächelt — ha, der Nächste war ein junger Mann in moderner Tracht, von leichter Mischlingsrace — José konnte das Gesicht noch nicht erkennen, denn der Andere wandte den Kopf nach ihr zurück; hatte er ihr ein Zeichen gegeben? Sie winkte, wie einverstanden, mit den Augenlidern, jetzt drehte er den Kopf, und ein leises, erstauntes „Caramba" murmelte José zwischen den Zähnen, als er in dem Vorübergehenden seinen alten Freund Julio Hierra erkannte.

Er wußte recht gut daß Hierra schon lange nach Isabel geschmachtet hatte, ohne aber je sich nur des kleinsten Zeichens von Gunst rühmen zu können. War seine Treue, Liebe und Ausdauer endlich belohnt worden? „Mädchenlaunen," zischte er vor sich hin, während sich seine Brauen zusammenzogen und ein verächtliches Lächeln um seine Lippen zuckte.

Er wandte sich ab und wollte die Kirche verlassen, aber er konnte nicht von der Stelle! Was hatte das Zeichen bedeutet das sie ihm gegeben, und standen sie schon auf so vertrautem Fuß mit einander? Er mußte abwarten wie sich das entwickelte. Es war schon längst neun Uhr vor=

über und hier und da standen schon einige Damen auf und suchten sich ihre Bahn, über die ausgebreiteten Kleider hin, dem nächsten Ausgang zu.

Hierra war verschwunden; José konnte wenigstens lange Nichts von ihm entdecken. Jetzt plötzlich erhob sich auch Isabel, sie hielt ein kleines gesticktes Polster in der Hand und streckte den Arm aus, als ob sie es Jemandem reichen wollte. Fast gewaltsam drängte sich José durch die vor ihm Stehenden, um einen Blick auf ihren Begleiter zu gewinnen, denn wenn sie die Kirche verließen, wären sie seinem Auge ebenfalls durch die Säule entzogen gewesen. — Es war richtig Hierra.

Ob José's rasche Bewegung Isabel's Aufmerksamkeit erregt hatte, oder war es zufällig, aber sie drehte ihm den Kopf zu und mußte ihn erkannt haben. Er grüßte und sie erwiderte den Gruß, aber kalt und vornehm — keine Miene ihres schönen stolzen Gesichts bewegte sich — kein Lächeln der Erkennung flog über die ernsten Züge.

Hierra hatte den Freund gar nicht gesehen — keinen Blick verwandte er von ihr. Er trug ihr auch das kleine Polster und langsam rückten Beide, wie es ihnen das noch immer starke Ge-

dränge in der Kirche gestattete, dem Haupteingang zu.

José folgte ihnen fast unwillkürlich, aber in etwas größerer Entfernung und nur so, daß er sie eben noch im Auge behielt, als sie die Kathedrale verließen. Sie schritten direct der Wohnung Isabellens zu, bis zu deren Thür Hierra diese begleitete. Dort blieben sie noch einen Augenblick zusammen stehen, bis die Thür geöffnet werden konnte, dann verschwand die Señorita in dem Haus und Hierra verfolgte langsam seinen Weg die Straße hinab.

José ging jetzt etwas rascher, um den Freund zu überholen, und das gelang ihm noch ehe er die Ecke der nächsten Quadra erreichte.

„Nun, Amigo," sagte er, seinen Arm in den Hierra's schiebend, „hast Du Dich gut amüsirt?"

„Caramba, José, wo kommst Du jetzt her? Amüsirt? Ich war in der Kathedrale."

„Das weiß ich — ich habe Dich dort gesehen und bin von da ab hinter Euch Beiden hergegangen."

Hierra fand nicht gleich eine Antwort. Wäre es Tag gewesen, so würde José bemerkt haben, daß er über und über erröthete.

„In der That?" erwiderte er endlich, „ich

— fand Donna Isabel, gerade als sie nach Hause gehen wollte, und begleitete sie."

„Bst! Amigo, das Lügen steht Dir schlecht," sagte lachend José, „und mich fertigst Du nicht auf diese Weise ab. Ich habe hinter der nächsten Säule gestanden und Euch eine ganze Weile beobachtet. Ihr habt Euch sogar untereinander Zeichen gegeben."

Wieder schwieg Hierra, endlich aber konnte er doch sein geheimes Entzücken, seine Seligkeit nicht länger unterdrücken.

„Es ist ein göttliches Mädchen, José," brach er heraus, „eine wahrhaft himmlische Erscheinung; aber ich begreife Dich nicht," fügte er hinzu, indem er stehen blieb und den Freund ansah.

„Mich? inwiefern?"

„Ich weiß bestimmt, daß Du Dich früher ebenfalls um sie beworben hast."

„Vielleicht hat sie mir einen Korb gegeben."

„Nein, sie hat mir noch gestern selber gesagt, als sie mich nach Dir frug, daß sie nicht wisse, weshalb Du so plötzlich ihr Haus gemieden habest — Du hättest es seit Wochen nicht mehr betreten und selbst auf der Straße immer nur sehr höflich, aber kalt gegrüßt. Es thue

ihr leid, versicherte sie, denn sie fürchte, sie hätte Dich mit irgend Etwas gekränkt, habe aber keine Ahnung, wodurch."

„Wahrhaftig?" rief José, und ein eigenes weheѕ Gefühl schoß ihm durch's Herz — „aber Du scheinst gar nicht eifersüchtig zu sein."

„Nein, José," erwiderte Hierra treuherzig, „weil ich fest überzeugt bin, daß sie mich wirklich liebt; Dir kann ich es ja sagen."

„Und habt Ihr Euch schon erklärt?"

„Nein," antwortete zögernd Hierra — „direct gefragt habe ich sie noch nicht."

„Und was sagt die alte Dame dazu?"

„Sie ist die Liebenswürdigkeit selber."

„Willst Du einen guten Rath von mir annehmen, Hierra?"

„Gern, denn ich bin überzeugt, daß Du es gut mit mir meinst."

„Cuidado!" (Nimm Dich in Acht!)

„In welcher Hinsicht?" rief Hierra erstaunt.

„Habe Acht auf Dich, mein Junge, Du flatterst jetzt um das Licht, wie ich es gethan habe."

„Ich verstehe Dich nicht —"

„Ich will deutlicher sein, und nicht allein Deinet-, sondern auch anderer Leute wegen. Sie haben sich bei Dir nach der Verschwörung gegen

Falcon erkundigt, als man neulich erzählte daß ein Attentat auf ihn gemacht, aber anstatt des Thäters der Falsche aufgegriffen sei."

„Ich weiß nicht," erwiderte Hierra verlegen.

„Du weißt es, die Alte hat Dich danach ausgeforscht."

„Wahrhaftig nicht," rief Hierra rasch, „Isabel nur — aber im Scherz."

„Also auch Isabel!" sagte José langsam und mit einem recht aus tiefster Brust heraufgeholten Seufzer.

„Lieber Gott," entschuldigte sie Hierra, „die Frauen sind einmal neugierig."

„Und hast Du ihnen Aufschluß gegeben?"

Hierra lachte. „Ich weiß selber Nichts davon und vermuthe nur, daß Guitierrez dahinter steckte. Dessen Bruder hielt man ja gefangen und behandelte ihn nichtswürdig. Aber die ganze Sache ist jetzt auch zwecklos. Durch das Decret des Ministeriums sind alle politischen Gefangenen freigelassen und die beiden Guitierrez haben unmittelbar danach die Stadt verlassen."

„Der Zustand kann aber jeden Augenblick wiederkehren," entgegnete José, „das neue Ministerium hat schon wieder seine Entlassung eingereicht."

„Unsinn,“ rief Hierra, „nach drei Tagen?“

„Nach drei Tagen,“ wiederholte José; „der Aufstand in Victoria hat sich nicht bestätigt, Falcon ist wahrscheinlich wieder übermüthig geworden, und sämmtliche Minister sind zu anständige Leute, um ihre Namen zu Lumpereien herzugeben.“

„Aber woher weißt Du das?“

„Es ist wohl noch nicht definitiv, aber im Werke. Verlaß Dich darauf.“

„Und was haben Coronas damit zu thun?“

„Eigentlich gar Nichts und doch wieder Alles. Hüte Dich, Hierra, Isabel ist vielleicht das schönste Mädchen von Caracas, was viel sagen will — aber eine herzlose Kokette — sie treibt nur ihr Spiel mit Dir, wie sie es mit mir getrieben, bis ich mich gewaltsam von ihr losriß.“

„José —“

„Und das nicht allein — Mutter und Tochter sind falsch. — Im Herzen der Falcon'schen Partei und mehr als das, Falcon bis zur — bis zum Aeußersten ergeben, benutzen sie ihre angebliche Hinneigung zur Revolution, um Geheimnisse herauszulocken und das Netz in Händen zu halten.“

„José, um Gottes willen!“

„Glaube mir nicht, versuch' es selber — stelle sie auf die Probe, wie ich es gethan habe — nenne ihr einen Mann, der verrätherische Absichten gegen Falcon habe, und sieh, ob er nicht in wenigen Tagen verhaftet ist. Hast Du von der Haussuchung bei Enano gehört?"

„Ja, es war sehr komisch."

„Ich hatte ihn der Señora als verdächtig denuncirt."

„Du, José — es ist nicht möglich! —"

„Ich könnte Dir mehr sagen, aber für das Andere habe ich noch keine Beweise und ich will nicht blos verdächtigen. Nur Eins, Hierra — halte die Augen offen, Du stehst auf gefährlichem Boden und — bist noch jung und unerfahren. — Aber es wird spät — ich will nach Hause gehen, oder die Meinigen ängstigen sich sonst wieder um mich — gute Nacht, Amigo."

„Gute Nacht, José," sagte Hierra und blieb, als ihn dieser verlassen hatte, wie in einem Traum auf der Straße stehen.

10.
Nahende Entscheidung.

Am Montag Morgen, nachdem die Ministerien die Feiertage über geschlossen gewesen waren, fand großer Umzug statt, denn sämmtliche alte Beamte waren natürlich von den neuen Ministern entlassen worden, weil diese nicht eben so viele Spione um sich haben wollten. Auch Horacio Enano — obgleich Falcon Präsident blieb — hatte seinen Abschied bekommen, und die erste Kunde davon eigentlich nur mit starrem Erstaunen hingenommen.

Falcon entließ ihn, der auf ihn selbst „ein ganzes Heer von Sonetten gedichtet" und durch die letzte Haussuchung (in der seine poetischen Versuche an die verschiedenen Ideale seiner Frau ebenfalls in die Hände geriethen) Höllen=

qualen von der Eifersüchtigen ausgestanden hatte — und er hatte doch nur Ideale besungen. —

Enano war ein braver, seelensguter Mensch, der wahrlich kein Wasser trübte und bis dahin mit fast alberner Verehrung an dem Präsidenten gehangen. Sah er doch gleichfalls in ihm ein Ideal — männlicher Schönheit sowohl, wie männlichen Edelsinns, und Ideale waren nun einmal seine schwache Seite. Die Behandlung aber, die er in der letzten Zeit erlitten und was er besonders nachher, theils bei seinen Collegen, theils in der Stadt dulden mußte, streifte an das Unerhörte, und selbst der Wurm krümmt sich wenn er getreten wird. Enano war empört.

Seine Collegen betrachteten ihn von dem Augenblick an, wo die Haussuchung, an die man allerdings nicht so rasch glauben wollte, bekannt geworden, mit Mißtrauen und behandelten ihn ebenso. Es ist wahr, man hatte gar nichts Verdächtiges bei ihm gefunden, ja im Gegentheil die Entdeckung gemacht, daß er der anonyme Verfasser der Hymne auf den Präsidenten gewesen sei — aber — ohne Grund läßt man bei Niemand eine Haussuchung anstellen, am wenigsten bei einem in Diensten der Regierung stehenden Beamten, und wo ein Grund einmal

vorgelegen hatte, konnte auch das rechte Vertrauen nur schwer wieder hergestellt werden. Das Wichtigste aber war, wenn sie mit ihm nach wie vor freundlich verkehrten, so konnten sie selber in üble Nachrede kommen, oder es auch vielleicht nur von ihren Vorgesetzten nicht gern gesehen werden, und in beiden Fällen durfte es ihnen schaden und brachte ihnen keinenfalls Nutzen — also war es viel besser und vorsichtiger gehandelt, sie ließen einen alten Bekannten und Freund fallen.

Das aber blieb noch nicht das Schlimmste, denn das hätte Don Horacio im Gefühl seiner Unschuld leicht ertragen, aber der Spott in der Stadt!

Wo er sich blicken ließ nahmen ihn Einzelne bei Seite und frugen ihn geheimnißvoll: wie es draußen im Lager der Blauen stände, was Monagas zu thun gedächte und wie bald sie „auf den Sieg der guten Sache" rechnen dürften?

Andere wieder machten ihm zärtliche Vorwürfe, daß er sein Herz von dem „Besten seiner Zeit" abgewandt habe. Wieder Andere frugen ihn, wann sein nächstes Gedicht erscheinen würde, und ob sie nicht eine Abschrift, und zwar ein Autograph, erhalten könnten; kurz, die ganze

Stadt hatte ihren Scherz mit ihm, und Don Horacio war zu klug, um das nicht zu fühlen, und mußte sich deshalb ärgern. Sein gutes, vertrauensvolles Herz war mit Bitterkeit bis zum Rand gefüllt, und eine eigene Genugthuung war es, mit der er an diesem Morgen zum letzten Male zum Ministerium hinaufging, um sich noch einige Kleinigkeiten, sein Eigenthum, herunterzuholen. Neulich war ihm dazu keine Zeit geworden.

Als er hinaufkam, fand er übrigens seine Collegen schon in vollster Arbeit und bei einer Beschäftigung, wie sie vielleicht bei solchen Gelegenheiten einzig und allein in Venezuela vorkommt: um nämlich das Ministerium zu plündern, als ob sie es eben erobert hätten und es gleich nachher anzünden wollten.

Es waren fünf Beamte, die da oben gewöhnlich zusammen gearbeitet hatten. Enano's vier Collegen mußten sich auch schon eine Zeit lang im Bureau befinden, trotzdem daß es kaum acht Uhr Morgens sein konnte, aber um zehn Uhr trafen die neu Angestellten ein, und bis dahin sollte natürlich Alles „in Ordnung" sein. Sonderbar war nur was die Herren unter Ordnung verstanden.

Der Eine hatte den größten Theil des noch vorhandenen Papiers vor sich auf dem Tisch liegen und schnürte es zusammen; in das übrige schienen sich die Anderen getheilt zu haben. Das noch vorhandene Siegellack war ebenfalls schon beseitigt, und Einer hob gerade eine der etwas lockeren Steinplatten im Boden auf, um die Dinte aus dem Dintenfaß (die anderen waren schon zum Mitnehmen gereinigt) darunter zu gießen, damit er nicht unterwegs Flecken davon bekäme.

Horacio kam ihnen, wie es schien, nicht besonders gelegen, aber nicht etwa, weil sie sich vielleicht vor ihm genirt hätten, sondern weil er doch wahrscheinlich auch mit ihnen theilen wollte, und das schädigte sie dann natürlich. Er blieb auch, wirklich erstaunt, einen Augenblick in der Thür stehen und sah ihnen zu, ging dann aber plötzlich auf einen hagern und sehr langen Mann zu, denselben, der sich gerade mit dem Dintenfaß beschäftigte und es auswischte, und sagte:

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Don Serafino, daß Sie sich die Mühe geben; das aber ist mein Eigenthum. Ich habe es mit heraufgenommen, weil ich daran gewöhnt bin.“

„Ihr Eigenthum, Don Horacio? hm," erwiderte der Mann, „das ist mir sehr unangenehm, denn ich bin dann mit dem Papier zu kurz gekommen. Der Staat schuldet mir drei Monate Gehalt, und ich sehe keine Möglichkeit, es unter den jetzigen Verhältnissen und mit dem Umsturz alles Bestehenden beizutreiben."

„Ich habe in den letzten Monaten ebenfalls Nichts bekommen, Don Serafino," erwiderte Don Horacio sehr förmlich, indem er sein Eigenthum ohne Weiteres an sich nahm und Serafino etwas piquirt seine schwarz gewordenen Finger betrachtete. „Sie werden mich entschuldigen."

„Gut," meinte Serafino, „dann halte ich mich an die Tischdecke," und seine Finger vorher etwas mit Papier abwischend, ließ er auch dem Entschluß die That folgen, zog die Tischdecke von schwarz und grünem Wollenstoffe, auf der er bis jetzt gearbeitet hatte, halb an sich, faltete sie zusammen, schlug sie nochmals und wieder um, bis er ein kleines Paket daraus gemacht hatte; dann legte er sie zu dem Uebrigen.

Horacio kämpfte mit sich. Sollte er die Anderen beschämen, indem er stolz jede Selbsthülfe von der Hand wies? Aber was hätte er davon gehabt? Sie würden ihn nur heimlich ausgelacht

haben, weil sie selber dadurch etwas mehr bekamen, und daß er seinen noch schuldigen Gehalt nicht ausgezahlt erhielt, darauf hätte er das heilige Abendmahl nehmen wollen.

Er schloß seine Schublade auf, in der sich noch etwas Papier, mehre Dutzend Couverte, Siegellack, Nadel und Garn und verschiedene andere Dinge befanden, die im Bureau gebraucht werden. Er betrachtete die Sachen aufmerksam; war er noch unschlüssig, ob er sie doch vielleicht da lassen sollte? — Nein, er überschlug nur in Gedanken den etwaigen Werth der Kleinigkeiten, der sich kaum auf zwei Pesos belaufen konnte. Dann nahm er Alles heraus, stopfte es in seine Taschen und wickelte, was nicht mehr hineinging, zusammen. Auf den Raub von Tischdecken, der von den Anderen gewissenhaft nachgeahmt wurde, ließ er sich jedoch nicht ein — er war dafür zu stolz.

Als sie zusammen das Gemach verließen, das jetzt im wahren Sinn des Wortes leer stand, war Don Serafino der Letzte. Er blieb noch einen Augenblick wie überlegend in der Thür stehen, dann schob er Alles was er trug unter den linken Arm, griff mit der rechten Hand den

ihm nächsten Stuhl auf und folgte damit ruhig den Anderen.

Unten, ehe sie durch das Portal schritten und das Ministerium verließen, mußten sie eine Schildwache passiren. Diese ließ die Vorderen auch ruhig vorbei, als aber Don Serafino kam, sagte der Soldat:

„Wo wollen Sie mit dem Stuhl hin?"

„Ich will ihn zum Tischler bringen," erwiderte der Beamte mit äußerster Milde, „er wackelt so."

Der Posten ließ sich aber auf derartige Spitzfindigkeiten nicht ein.

„Stühle dürfen diesmal nicht mitgenommen werden," sagte er kurz, „ist strenger Befehl von oben."

„Dann bitte, nehmen Sie Platz," sagte Serafino, auf's Aeußerste gekränkt, daß man selbst einen gemeinem Soldaten aufgetragen hatte, auf sie Acht zu geben. Damit setzte er den Stuhl neben der Wache nieder und verließ empört das Gebäude.

Etwa anderthalb Stunden später wurden die neuen Beamten eingeführt, der Eine konnte gleich den Stuhl wieder mit hineinehmen, der noch draußen stand. Als sie aber an die Arbeit

gingen, zeigte sich — was sie freilich gar nicht anders erwartet hatten — daß nicht ein einziger Bogen Papier, kein Dintenfaß, keine Feder, kurz, Nichts vorhanden war, was sie zur Erledigung ihrer Geschäfte nothwendig brauchten.

Dieser Fall kam, wie gesagt, nicht unerwartet und Aehnliches war in den letzten Jahren schon verschiedene Male aufgeführt. Die Leute wußten sich auch zu helfen, schickten Einen in die Buchhandlung, um das nöthige Material herbeizuschaffen, und gingen indessen in dem großen öden Saal auf und ab spazieren.

Der Abgesandte erreichte indessen seinen Zweck nicht so leicht, als sie vielleicht erwartet haben mochten. Als er in die deutsche Buchhandlung trat, saß der „Principal" selber im Laden auf dem Ladentisch und rauchte seine Cigarre. Zu thun war wenig oder gar Nichts und er hatte freie Zeit genug.

„Señor," begann der Beamte, „ich möchte Sie bitten, mir für das Finanzministerium Papier — Sie wissen schon welches, Couverte, Siegellack und eine Schachtel voll Stahlfedern zu geben, auch fünf Dintenfässer und ein halb Dutzend Federhalter. Sie haben ja wohl verschiedene."

„Gewiß hab' ich das," erwiderte der Deutsche, ohne sich jedoch von seinem Sitz zu rühren, „aber wie ists damit? und er rieb dabei den Daumen und Zeigefinger der rechten Hand zusammen.

„Bitte, schreiben Sie es nur für das Ministerium auf," lautete die Antwort.

„Ah, hm!" machte Herr Rothe — „wird wohl nicht angehen?"

„Aber der Staat wird Ihnen doch für ein paar Bogen Papier gut sein."

Der Deutsche schüttelte mit dem Kopf. „Nicht für eine Stahlfeder. Wer ist der Staat? — kenne ich nicht — ist mir noch nicht vorgestellt. Wer ist denn jetzt Finanzminister?"

„Aber haben Sie denn das nicht in der Zeitung gelesen? Dr. Antonio Parejo."

„Ja, der war es am Mittwoch, und heute haben wir schon wieder Montag. Ist er's noch?"

„Nun gewiß — und wird es auch hoffentlich bleiben."

„Abwarten, Amigo — aber Dr. Parejo ist mir gut genug, bringen Sie mir von ihm einen Zettel, daß er die Sachen auf seinen eigenen Namen haben will, und Sie können kriegen,

was Sie wollen. Ministerium kenn' ich gar nicht und Borgen — giebt's nicht."

„Das ist nicht übel," meinte der Beamte erstaunt. „Jetzt hat das Finanzministerium von Venezuela nicht einmal für zehn Pesos Credit."

„Guter Freund," fragte lachend Rothe, „Sie sind wohl nicht von hier, daß sie sich darüber wundern? Da werden Ihnen noch ganz andere Dinge passiren."

„Aber so geben Sie mir die Sachen wenigstens jetzt mit. Ich bringe Ihnen die Anweisung später her."

„Lieber Herr," erwiderte Rothe, ohne sich aber von der Stelle zu rühren, „Sie werden nachher zu beschäftigt sein, um Alles zusammen zu pumpen was Sie brauchen, so daß Sie vielleicht keine Zeit hätten wieder herzukommen. Bringen Sie nur erst die Anweisung, nachher können Sie das Papier und was Sie sonst brauchen, erhalten. Verstanden?"

Der Beamte antwortete nicht; er drehte sich auf den Fersen herum und verließ den Laden in der Absicht, seinen Credit anderswo zu eröffnen; aber er mußte wohl keinen rechten Erfolg damit gehabt haben, denn nach einer Stunde etwa kehrte er wieder zurück, brachte die ge-

wünschte Anweisung zurück und erhielt nun, was er verlangte.

Was man befürchtet hatte, geschah. Das Gerücht, daß die gelben Truppen in Victoria zur Revolution übergegangen wären, bestätigte sich nicht; es war überhaupt nirgends etwas Bedeutendes geschehen, das Ganze nur ein blinder Lärm gewesen, und alle die guten Vorsätze, die Falcon in der ersten Angst gefaßt hatte, verschwanden wieder dermaßen vor seinem alten Uebermuth, daß die neuen Minister wohl einsahen, sie könnten unter seiner Regierung das Land nicht versöhnen. Noch in der nämlichen Woche gab das Ministerium seine Entlassung ein, die auch ohne Weiteres angenommen wurde.

Eine ganze Weile hatte jetzt der Staat Venezuela gar kein Ministerium, und die kleinen Quälereien der Kammer der Abgeordneten wurden in solcher Weise fortgesetzt, daß sich das Haus endlich auflöste, denn es sah deutlich genug, daß man hier nur mit den Deputirten des Volks ein unwürdiges Spiel trieb, ohne daß sie selber das Geringste nützen konnten.

Falcon ließ sie auch mit dem größten Vergnügen gehen, denn er bekam dadurch vor der Hand einen Aerger weniger, und so lebte er —

durch die Unthätigkeit der Reconquistadoren unterstützt — sorglos in den Tag hinein.

Der vom vorigen Ministerium geschlossene Waffenstillstand, aus dem es einen vollen Frieden heranzubilden gehofft hatte, war erfolglos abgelaufen, dauerte aber trotzdem in Wirklichkeit noch fort, denn es schien fast, als ob sich jede Partei scheue zuerst loszuschlagen.

Es mag sein daß die, nur von seiner Regierung abhängigen Generale dem Präsidenten vorgelogen hatten, die ungeordneten und mit Lanzen bewaffneten Schaaren der Blauen würden nie im Stande sein Caracas zu nehmen. Ueberall äußerten sich die Officiere wenigstens dahin, daß sie sich auf Nichts mehr freuten, als auf den Augenblick, wo sie das „Gesindel" in die Nähe der Stadt gelockt hätten, um sie dann gleich Alle beisammen zu haben und mit einem Schlage zu vernichten. Falcon hielt sich ebenfalls vollkommen sicher, und es beunruhigte ihn nicht einmal, daß sich die auf's Aeußerste gereizten Abgeordneten, die er schmählich und unwürdig behandelt hatte, jetzt über das ganze Land zerstreuten und in ihrer Schilderung, wie man mit ihnen, den „Abgeordneten des Volks", verfahren, nur einen neuen Zündstoff zu dem schon im

Uebermaß vorhandenen Material liefern mußten. Er vertraute auf die Bayonnette seiner ziemlich gut bewaffneten Soldaten und hielt sich in der Hauptstadt für unüberwindlich.

Aber ein neues Ministerium mußte er haben, denn er konnte die Geschäfte nicht besorgen, und das bekam er endlich auch nach vieler Mühe. Arvelo, der wirklich das Beste des Landes wollte, entschloß sich noch einmal einzutreten und einen letzten Versuch zu machen, und Bruzual übernahm das Portefeuille des Kriegs. Kaum aber hatte Falcon sein Ministerium zusammen, so ließ er auch durch dasselbe einen Designado oder Stellvertreter für sich ernennen, um seinen Lieblingswunsch endlich, auszuführen — seine Reise, und in der Stadt hielten die Soldaten jetzt wieder Paraden und marschirten mit klingendem Spiel auf und ab, als ob die ganze Revolution niedergeschlagen oder doch beendet sei — das aber war eine Täuschung.

Am Sonntag, den dritten Mai, herrschte keine Sabbathstille in Caracas. Die Straßen waren außerordentlich belebt und die Leute steckten die Köpfe zusammen und flüsterten mit einander, denn das Militair befand sich unleugbar in einer außergewöhnlichen Bewegung — bei Fal-

con war Ministerrath und einzelne Generale sprengten herüber und hinüber in der Stadt.

Daß irgend Etwas irgendwo vorging, war außer allem Zweifel, aber was und wo? — Von draußen bekam man keine Nachricht und nur dumpfe Gerüchte liefen um, die aber Niemand so recht glauben wollte. Es war schon so viel gesprochen, so oft erzählt worden, daß „die Blauen kämen", und hatte sich doch zuletzt immer als falsch erwiesen, ja man munkelte sogar schon davon, daß die Eifersucht zwischen den beiden angesehensten Führern der Reconquistadoren die ganze Revolution in zwei Theile zu zersplittern drohe.

Plötzlich erzählte man aber ganz bestimmt: die Blauen lägen in Las Ajuntas, einem kleinen Ort, nur wenige Leguas von Caracas entfernt, wo zwei Bergwasser zusammen fließen und die Guayra bilden.

Ein Eseltreiber sollte die Nachricht in die Stadt gebracht haben, da aber die Regierungstruppen gar nicht Miene machten die Vorstädte zu besetzen, um dort einen etwa anrückenden Feind zu empfangen, so wurde dem Gerücht auch von vielen Seiten widersprochen.

Die Nacht verging ruhig, aber schon mit

Tagesgrauen am nächsten Morgen sprengten Couriere, vom Süden kommend, in die Stadt hinein und mußten wichtige Nachrichten gebracht haben, denn plötzlich wirbelten Trommeln und schmetterten die Trompeten — Officiere jagten nach allen Richtungen durch die Straßen, und auf der Plaza sammelten sich die verschiedenen Corps in Colonnen, als ob sie direct zum Angriff geführt werden sollten.

Jetzt konnte die Ursache dieser Bewegung kein Geheimniß mehr bleiben, ja die Officiere selber verbreiteten sie:

Die Blauen hatten wirklich die Frechheit gehabt, bis Las Ajuntas, das die Regierungstruppen nicht besetzt hielten, vorzubringen und man hoffe jetzt nur, daß sie sich verleiten ließen, in das Thal von Caracas vorzubringen. In Las Ajuntas waren nämlich die Berge zu nah und die Rebellenschwärme konnten sich, wenn angegriffen, dort leicht hineinwerfen, was die Verfolgung und Aufreibung sehr erschwert hätte.

Die Officiere besonders schienen vortrefflicher Laune, und in sofern auch mit vollem Grund, als ihnen doch nun eine Abwechselung in dem nachgerade unerträglich werdenden monotonen Kasernenleben geboten wurde. Man hatte schon

bis zum Ekel einen Kampf mit den Rebellen besprochen, ihrer aber noch immer, wie es hieß, nicht habhaft werden können — denn wo sie standen, dahin ging man eben nicht. Jetzt kamen sie endlich selber, und sogar Falcon schien eine Beruhigung darin zu finden. Bekamen die Rebellen nämlich — was gar nicht anders zu erwarten war — recht tüchtige Schläge, so wußte er, daß er wieder auf lange Zeit Ruhe vor ihnen hatte. Sehr lange konnten sie sich außerdem nicht in ihren Quartieren halten, denn sie sogen ja das Land vollkommen aus und das Volk wurde ihrer dann von selber überdrüssig. Wenn man sie nur noch ein klein wenig näher nach Caracas hätte bekommen können — aber der ganze Tag verstrich — ausgesandte Boten kehrten immer wieder mit der Nachricht zurück, daß sich auf der Straße, selbst bis nach Los dos caminos hin, nicht das Geringste von ihnen blicken ließe, und es sei sehr wahrscheinlich, daß sie vielleicht beschlossen hätten, das kleine, dazu vortrefflich gelegene Las Ajuntas zu verschanzen, um dann vielleicht bei einem späteren Angriff den Rücken gedeckt haben.

Das durfte man nicht gestatten. General Colina war schon außer sich, daß Falcon nur so

lange zögerte, und setzte es auch gegen Abend wirklich durch, daß er den Befehl der Angriffscolonne gegen den Rebellenschwarm erhielt.

In der Nacht durfte man natürlich nicht wagen von Caracas aufzubrechen, denn der ganze Weg, zuerst mit seinen zahlreichen Geländen und Büschen, später mit dem coupirten Terrain, eignete sich vortrefflich zu einem Hinterhalt und also gerade zu der Kriegführung, die den ungeordneten Schaaren der Rebellen am Besten zusagte. In der Nacht aber sollten alle nöthigen Vorbereitungen getroffen und besonders Mundvorräthe beigeschafft werden, um die Expedition zu begleiten. Waren doch die kleinen Ortschaften zwischen Caracas und Las Ajuntas, in denen gerade Colina so lange mit seiner Division gewirthschaftet hatte, dermaßen ausgesogen und von dem Nöthigsten entblößt, daß man sich fest darauf verlassen durfte, kaum noch hier und da Futter für die Thiere, geschweige denn Nahrungsmittel für die Menschen zu finden.

Falcon's ganze Heeresmacht in Caracas bestand, da er sich durch die Besetzung von Calabozo noch geschwächt hatte, aus wenig mehr als etwa dreitausend Soldaten. Die Stärke des Feindes kannte man allerdings nicht genau, denn

wenn auch die ausgesandten Kundschafter sie auf tausend Mann taxirten, so schien selbst das schon sehr übertrieben. Colina verlangte auch in der That nur sechshundert Mann regulairer Truppen und versprach damit Las Ajuntas in zwei Stunden zu nehmen und die Rebellen auseinander zu sprengen. Bruzual aber war vorsichtiger, weil er recht gut wußte, was von einer ersten Entscheidung der Waffen abhing, und bestand darauf, daß er eine Division von tausend Mann mitnahm, damit auch selbst die Möglichkeit einer Niederlage außer Frage gestellt sei. Hatten sie dann Las Ajuntas rein gefegt, so sollte Colina zweihundert Mann in den dort hochgelegenen Häusern einquartieren. Sie konnten zugleich als Vorposten für die Stadt gegen Südosten dienen; mit dem übrigen Heer aber hatte er sich gleich wieder nach Caracas zurückzuziehen und sich auf keine zu weite Verfolgung in die zerklüfteten Berge einzulassen.

Die Soldaten lagerten mit ihren Waffen und eine dumpfe Schwüle lag über der Stadt. Wußte man doch gut genug, daß jetzt die Entscheidung nahe und daß ein Sieg der „Gelben" die Soldateska nur noch übermüthiger machen und jede Aussicht auf eine gütliche Schlichtung des

Streites hinausschieben, wenn nicht ganz zerstören würde.

So verging ein Theil der Nacht, aber schon um drei Uhr wurden die Bewohner von Caracas aus ihrem Schlaf aufgestört, denn der kriegerische Lärm begann von Neuem. Colina wollte nicht heimlich aus der Stadt hinaus marschiren, denn er wußte recht gut, wie wenig Sympathien die Bewohner derselben für die Regierung hatten. Nein, das Volk sollte jetzt hören, daß El Cólera auszog, um die frechen Banden zu züchtigen, die es wagten ihm, und wenn auch nur aus der Ferne, Trotz zu bieten.

Es war eine prachtvoll mondhelle Nacht, als die Militairmusik auf der Plaza einen lustigen Marsch begann und damit in die stillen Straßen der Stadt einmarschirte.

Wie das da drinnen schmetterte und rasselte und die hin und her galoppirenden Pferde über das Pflaster klapperten! Die Schläfer fuhren erschreckt von ihrem Lager empor; die Hunde bellten, die Hähne fingen an zu krähen — die Esel in den verschiedenen Ställen, die den Tag über zum Wasser- oder Futterholen benutzt wurden, schrieen und antworteten einer dem andern, kurz es war etwa eine halbe Stunde lang ein

entsetzlicher Lärm. Endlich aber, als die kriegerischen Töne schon lange in weiter Ferne verklungen waren und die Hähne merkten, daß sie den Tag viel zu früh angezeigt hatten, als die Hunde nicht mehr bellten, beruhigten sich auch die verschiedenen Esel. Hier und da stieß wohl noch eins oder das andere dieser in Venezuela arg mißhandelten Geschöpfe eine Art von schluchzendem Seufzer aus — dann schwieg auch das, und wieder todtenstill wie vorher lag das schlummernde Caracas.

In dem kleinen freundlichen Ort Chacao, unfern von Caracas und an der Straße nach Las Ajuntas, hatten die Bewohner in den letzten Tagen etwas freier aufathmen können, seitdem nämlich Colina die Truppen, die dort gelegen hatten, in die Stadt gezogen. Was hätte er auch da draußen länger gesollt, der Platz war ausgesogen bis zum Aeußersten, und nur die wenigen Lebensmittel, die einzelne Bewohner noch hier und da vor den überall herumsuchenden Soldaten versteckt hatten, dienten jetzt dazu sich am Leben zu erhalten, bis sie wenigstens einige Gartenfrüchte ziehen konnten.

Die Regenzeit war vor der Thür — ja hatte schon zum Theil, ob auch nur noch in einzelnen Schauern begonnen, und dann und wann zogen schwere Gewitterwolken über das Thal hinweg. Setzten erst die Regen ordentlich ein, dann wuchs ja auch Alles mit fabelhafter Schnelle und die armen Menschen waren wenigstens gegen den Hunger geschützt.

Am Abend des vierten Mai, während drin in Caracas die Trommeln wirbelten und die Soldaten aufmarschirten, lag der kleine Ort noch still und friedlich im Schein der untergehenden Sonne. Man wußte allerdings, daß die „Blauen" gerade auf dieser Straße vorgerückt waren und sogar Las Ajuntas besetzt hatten, aber mit der dieser Menschenrace eigenen Sorglosigkeit kümmerte man sich noch wenig darum. In Caracas lag viel Militair; die Reconquistadoren würden sich hüten bis hierher zu kommen, wo sie einem Angriff so leicht ausgesetzt waren, und die „Gelben" blieben wohl ebenfalls in ihrer Stadt. Jedenfalls vergingen noch viele Tage, vielleicht Wochen darüber, ehe von einer oder der andern Seite die Feindseligkeiten begonnen wurden, und weshalb hätte man sich da heute schon Sorgen darüber machen

sollen? Die schlimme Zeit kam immer noch früh genug heran.

In der kleinen freundlichen Wohnung, aber hinter dem Haus, am Eingang in den jetzt freilich geplünderten Garten, der kaum noch das geringste Grün zeigte und nur erst an einigen Beeten wieder frisch aufgegraben worden, saß Tadeo's Frau auf einer hölzernen Bank und neben ihr Felipe, der Einarmige, der sich hier vollkommen zu Hause zu fühlen schien und behaglich mit dem Rauch einer der ordinairen venezulanischen Cigarren die balsamische Luft verunreinigte.

Vor ihnen aber im Garten, stand der alte blödsinnige Mann, der Perdido — wie er sich selber genannt — hatte ein kleines Grabscheit in der Hand und grub damit an einer etwas abgelegenen Stelle eine kleine Grube, wobei er still vor sich hin ein altes Kinderlied summte.

Felipe war eben erst eingetroffen und wollte eigentlich wieder zurück nach der Lagune, hatte aber den Umweg nicht gescheut, um seine Tante, Tadeo's Frau, einmal wiederzusehen und ein paar Stunden mit ihr zu plaudern.

Tadeo war nicht zu Hause, sondern nach Caracas hinein gegangen, mußte aber jedenfalls

noch heute Abend zurückkehren, und Felipe störte das auch sehr wenig. Es blieb sich ziemlich gleich, wann er die Lagune erreichte, und er war noch nicht einmal recht mit sich einig, ob er überhaupt schon morgen früh dahin aufbrechen solle.

Seiner Tante hatte er indessen von Caracas erzählt, wie es dort zugehe und was für einen Spectakel die Soldaten machten, und daß sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, hier bald durchmarschiren würden, um nach Dos Caminos zu gehen, damit sie den Blauen besser auf die Finger sehen könnten, und seine Tante seufzte dabei recht aus voller Brust und bat den Himmel, das Unheil solchen trostlosen Zustandes doch recht bald von ihnen zu nehmen, denn das Land gehe ja dabei zu Grunde — und die Bevölkerung auch.

Felipe, der den alten Perdido schon seit langen Jahren kannte, wie er harmlos sein Wesen trieb und eigentlich wie ein großes Kind behandelt wurde, hatte ihm eine ganze Weile zugesehen, endlich frug er:

„Aber Tante, was macht denn der Perdido eigentlich? Er ist ja heute einmal recht scharf an der Arbeit."

„Ach," seufzte die Frau, „er hat jetzt fast jede Woche etwas Anderes, womit er sich beschäftigt. Augenblicklich scheint er sich in den Kopf gesetzt zu haben, daß seine Manuela, von der er immer spricht, schwer krank darnieder läge und sterben würde, und da wolle er ein Grab graben, damit er sie dort hinein legen und verstecken könne. Sonst fände sie ihre Mutter wieder und nähme sie fort."

„Rein verrückt," murmelte Felipe vor sich hin, „und wie hübsch er singen kann!"

„Ach, wir wollen Gott danken daß er singt," sagte die Frau, „vor einiger Zeit hatten wir einmal rechte Sorge, als die Soldaten noch hier waren, Tadeo mußte ihn sogar ein paar Tage einsperren und war auch schon in der Stadt und hatte sich Medicin für ihn geholt — aber am nächsten Morgen zogen die Soldaten ab, und von da an war er wieder ganz ruhig und suchte sich nur eine oder die andere Beschäftigung."

„Wie lange habt Ihr den Alten nun schon bei Euch?"

„O Du lieber Gott, der Tadeo muß ihn schon an die elf Jahre füttern."

„Und was kriegt er dafür?"

„Er hat's gleich auf einmal bekommen — und wir haben uns hier, als wir vom Orinoco herüberzogen, die kleine Hacienda dafür gekauft. Ja, wenn uns die Soldaten nicht ruinirt hätten, wär's ja schon recht, aber Sorgen machte uns der Mann immer. Der Tadeo hängt nun einmal an ihm — er war früher sein Brotherr, und da er jetzt im Elend ist, will er ihn nicht verlassen."

„Hat er denn keine Familie?"

„Ich weiß es nicht — der Tadeo spricht nicht gern davon, und als ich ihn heirathete, hatte er ihn schon in Pflege."

„Perdido ist doch eigentlich ein merkwürdiger Name."

„Ja, so heißt er auch gar nicht — den Namen soll er sich selber gegeben haben. In Angostura, wo er früher ein reicher Kaufmann war, hieß er Castilia."

„Ja, derer giebt's viel in Venezuela," erwiderte Felipe, „an der Lagune wohnt auch eine Familie mit dem Namen, und in Victoria auch. Sie sind aber nicht verwandt untereinander."

Der alte Mann hatte indessen sein kleines Grab fertig gegraben, schob jetzt seinen Spaten wie einen Grabstein dahinter in die Erde und

setzte sich dann daneben auf den Boden, wo er die Hände faltete und sich vorn überbeugte, als ob er betete. Felipe, der ihm zugesehen hatte, schüttelte mit dem Kopf, sagte aber Nichts.

„Habt Ihr denn gar Nichts mehr zu trinken hier im Haus?“ frug er endlich nach einer Weile, „nicht einmal ein bischen Papelonwasser?“

Die Frau schüttelte traurig mit dem Kopf. „Selbst der Zucker ist ausgegangen,“ seufzte sie, „und ein paar Tage haben wir schon den Kaffee so trinken müssen. Der Tadeo will eben nicht borgen gehen, obgleich er überall Credit hätte. Er bringt aber gewiß heute Geld aus der Stadt mit — er ist eben hinein, um welches zu holen. Lieber Gott, wenn nur erst einmal der Krieg vorbei wäre, dann könnten wir uns ja schon helfen — aber so ist's ein Jammer.

„Hat der Tadeo Geld in der Stadt ausstehen? wohl bei den Kaufleuten?“ fragte Felipe, „da sieht's aber jetzt auch windig aus, denn die geben nicht gern her was sie haben.“

„Ach, es ist ja so wenig was wir brauchen,“ seufzte die Frau, „aber ich weiß nicht ob er's von einem Kaufmann bekommt — eine reiche Frau in der Stadt besorgt's ihm, glaube ich.“

„Eine Frau?“

„Ja — Corona heißt sie — Du kennst sie wohl nicht.“

„Die Señora Caramba? — gewiß kenn' ich sie — gut genug. Aber was hat er mit der zu thun?“

„Caramba heißt sie nicht,“ sagte lächelnd die Frau — „welcher Mensch heißt Caramba — Corona!“

„Ja, ich weiß wohl — die Generalin.“

„Möglich, daß ihr Mann General war — jetzt ist sie, glaub' ich, Wittwe.“

„Hm,“ sagte Felipe, mit dem Kopf schüttelnd — „hat er Euch Nichts weiter davon gesagt?“

„Nein, gar Nichts — ich wußte nicht einmal das, aber vor acht Tagen, wie es uns auch schon so knapp ging, war Tadeo krank, und ich sollte an seiner Stelle gehen und der Frau nur sagen ich käme vom Tadeo, es ginge ihm schlecht und er bäte sie um das Versprochene — und da sagte er mir, wie sie hieße und wo sie wohnte — aber nachher gereut' es ihn wohl wieder. Ich mußte zu Hause bleiben, und wie er nach zwei Tagen besser war, ging er selber — er traf sie aber nicht. Er ist jetzt schon ein paarmal umsonst d'rin gewesen —“

„Und wo wohnt sie?“

„Nicht weit von der Plaza — das vierte oder fünfte Haus von der Ecke."

„Stimmt — Caramba —"

„Wer ist denn die Frau? Wohl eine recht vornehme Dame."

„Hm — ich weiß nicht," meinte Felipe, „in der Pulperia, wo ich wohnte, erzählten sie wunderliche Geschichten von ihr. Sie ist nicht aus Caracas und von wo anders hergezogen, und soll dabei geizig sein wie der Böse — daß die Geld giebt ist merkwürdig."

„Der Tadeo hat ihr vielleicht früher einmal Früchte oder Kartoffeln verkauft," sagte die Frau, „und dann das Geld nachher nicht gekriegt."

„Das ist eher möglich," erwiderte Felipe, „dann wird er's aber jetzt wohl auch nicht kriegen."

„Oh doch," rief die Frau, „neulich hat er einmal eine ganze Reihe Fuertes (harte Thaler) mitgebracht."

„Eine Reihe Fuertes? Von der Frau?"

„Ja das weiß ich nicht — aber aus der Stadt war's."

„Wird wohl wo anders her gewesen sein; die giebt keine heraus. Aber wo der Tadeo nur bleibt. Ist er denn schon lange fort?"

„Seit heute Morgen — ich weiß es auch nicht. Er wird sie wohl wieder nicht zu Hause getroffen haben.“

„Wenn er Geld holen wollte,“ meinte lachend Felipe, „gewiß nicht. Wo geht denn jetzt der Perdido hin?“

Der alte Mann war aufgestanden und schritt den Garten hinab.

„Nicht weit,“ sagte die Frau, „nur bis an die Gartenthür. Dort bleibt er stehen und horcht, als ob er auf Jemanden wartete.“

„Aber es wird schon dunkel.“

„Oh, da bleibt er wohl noch eine Stunde stehen, nachher kommt er in's Zimmer, holt sich sein Essen und legt sich dann ruhig in seine Chinchorra.“

„Und läuft er nicht einmal fort?“

„Nein, gewiß nicht — er denkt nicht daran.“

Die Beiden saßen noch eine ganze Weile auf der Bank zusammen in dem prachtvollen Mondlicht, als es plötzlich an die Hausthür pochte und, als die Frau öffnete, Tadeo auf der Schwelle stand —

„Wieder Nichts,“ sagte er, indem er sich den Schweiß von der Stirn trocknete — „jetzt bin ich schon zum dritten Mal umsonst gegangen.“

„Aber ich denke, Du wolltest es heute in der Stadt abwarten, bis sie käme —"

„Ich glaube gar nicht daß sie aus war," sagte der Mann finster — „es war Licht in der Stube — durch die geschlossenen Läden konnte ich es erkennen. Wer ist da bei Dir?"

„Guten Abend, Tadeo," rief Felipe, indem er vortrat und ihm die harte Hand reichte — „bin einmal herüber gekommen, um zu sehen, wie es Euch geht."

„Schlecht geht's," erwiderte der Mann kopfschüttelnd und mit einem recht tiefen Seufzer — „recht schlecht, Felipe — Du bist zu keiner günstigen Zeit gekommen, denn ich habe keinen Real im Haus, um uns auch nur Abendbrot zu schaffen."

„Dann kann ich vielleicht aushelfen," meinte der Bursche gutmüthig, „ich habe die Zeit über in Caracas ganz hübsches Geld eingekriegt, herumschleppen mag ich's doch nicht gern mit mir, denn es ist jetzt zu viel Soldatenvolk unterwegs, und bei Euch wird's schon wieder einmal besser werden, dann kommt mir's nachher zu Gute" —

„Ich borge nicht gern, Felipe —"

„Das ist nicht geborgt. Ihr sollt mir's nur aufheben."

„Aufheben? ich müßt's gleich forttragen um Etwas zu essen zu haben. Wer sollte in jetziger Zeit Geld aufheben."

„Na, hungrig sitzen wollen wir hier nicht. Ich habe zwar nur einen Arm, aber die Leute können mich doch überall gebrauchen, und ich verdiene immer was ich nöthig habe. Ihr müßt aber tüchtig gelaufen sein. Der Schweiß steht Euch ja auf der Stirn."

„Der Teufel ist in der Stadt los," sagte Tadeo, „und Colina wieder auf den Beinen, ich weiß nicht ob sie nicht schon hinter mir drein kommen. Deshalb bin ich so gelaufen — möchte die Frau nicht hier allein haben, wenn die Bande durchzieht. Wo kommst Du denn her?"

„Ich ging heute Morgen auch von Caracas fort," antwortete Felipe, „bin aber den Tag über noch in Mariperez bei dem Compadre*) geblieben. Der Spectakel war schon heute Morgen, aber ich glaubte nicht, daß sie herauskommen würden."

„Heute Abend war's bestimmt. Die ganze Macht ist auf den Beinen, Colina galoppirt auf seinem Maulthier herüber und hinüber. Er

*) Gevatter.

will mit tausend Mann ausrücken und die Blauen aus Las Ajuntas hinaustreiben.“

„Caramba, also geht's los. Ich wollte beinah ich könnte dabei sein.“

„Daß sie Dir den andern Arm auch wegschießen, nicht wahr?“ sagte die Frau — „Ihr Männer seid schreckliches Volk — und das viele Blut, das jetzt wieder fließen wird. O die armen Mütter!“

Felipe zuckte die Achseln — „was kann's helfen,“ meinte er — „aber jetzt, Onkel, schafft einmal was zu essen herbei — und gleich für morgen mit, denn nun will ich auch erst abwarten, wie die Geschichte ausfällt, damit ich denen an der Laguna was Neues erzählen kann. Geht aber lieber gleich, denn wenn der Colina hier durchgegangen ist, wird er verwünscht wenig zurücklassen, auf das ein anderer Mensch noch beißen kann.“

11.

Las Ajuntas.

Kaum zwei Leguas von der Hauptstadt entfernt und südlich von dieser, in einem reizenden Thal, in welchem zwei zusammenfließende kleine Bergströme oder vielmehr Bäche den Guayra bilden, liegt auf einer niedern Erhöhung das freundliche Städtchen Las Ajuntas (von dem Zusammenfluß so genannt) mit wohnlichen, weiß angestrichenen Häusern, hübscher, auf dem Hügel gebauter Kirche, mit einer festen steinernen Brücke und einer betriebsamen, fleißigen Bevölkerung. In Friedenszeiten herrschte auch hier ein bedeutender Verkehr, denn im Lande lagen viele Haciendas und in den Hügeln wurde eine nicht unbedeutende Viehzucht getrieben. Die gut gehaltene Chaussee bis Caracas war dann mit

Transportkarren bedeckt und von zahlreichen Maulthier- und Eselzügen belebt. Das aber hatte jetzt freilich Alles aufgehört.

Seit dem Ausbruch der Revolution, die ebenfalls eine Menge Menschen anzog, überschwemmte Falcon die Nachbarschaft der Hauptstadt mit Soldaten und zog die arbeitende Bevölkerung, wenn sie dem nicht durch die Flucht entging, vollständig in ihre Reihen. Das Land wurde aber unter allen Umständen von Arbeitern entblößt, und jeder Handel und Verkehr damit gründlich unterbrochen. Ja selbst der Ackerbau sank in dieser Zeit zu einem Hazardspiel herab, das vielleicht, bei der Theuerung der Producte, einen bedeutenden Gewinn abwarf, allen menschlichen Berechnungen nach aber mit Verlust enden mußte, da der wohl schwerlich erntete, der gesäet hatte.

Allerdings standen noch die Läden geöffnet, aber Niemand kaufte, und die Pulperien und Eßwaaren-Boutiquen machten noch die einzigen Geschäfte, denn essen und trinken mußte doch Jeder, und wenn er sein Letztes dafür zu Pfand brachte.

So gedrückt aber auch der Bevölkerung bis dahin die Tage fortgeschlichen waren, ein so lebendiges, ja fast heiteres Treiben herrschte

heute in dem kleinen Ort, denn endlich, endlich schien für ihn die Zeit gekommen, wo die „gelben" Marodeurzüge nicht mehr wagen durften, ihre Schwärme hierher zu senden und — nach Gutdünken jedes einzelnen Officiers — Contributionen aufzuerlegen.

Die Blauen waren eingerückt! Mit schmetternden Trompeten waren sie, die Cavallerie voran, im Triumph und mit wehenden Fahnen angekommen und von den Einwohnern mit wirklicher Herzlichkeit begrüßt worden. Für diese waren es auch keine Rebellen gegen den ruhigen Frieden eines Landes, sondern wirkliche Reconquistadoren oder Wiedereroberer eines geordneten Zustandes, der dem Vaterland auf's Neue Ruhe und Sicherheit geben sollte. Nicht gegen die nothwendige Regierung eines Landes, sondern gegen Tyrannei und Erpressung, gegen die Verletzung der Constitution und gegen eine wahre Blutsaugerwirthschaft hatten sie sich erhoben, und der frische Muth, der aus den Augen Aller, selbst der gemeinen Soldaten, blitzte, verrieth schon, daß sie sich bewußt waren einer guten Sache zu dienen — und sie hatten sich deshalb nicht zu beklagen, daß sie hier schlecht empfangen wurden.

Die Männer schwenkten ihnen die Hüte, die Frauen Tücher entgegen, und aus allen Häusern brachte man willig Speisen und Getränke — Branntwein für die Leute, Wein für die Officiere, um sie nach einem langen und mühseligen Marsch zu erquicken und zu stärken. Und zu diesen Truppen hatte man auch Vertrauen. Wo die „Gelben" nahten, da wurden augenblicklich sämmtliche Läden geschlossen, und wer irgend Etwas besaß, wovon er glaubte daß sie es gebrauchen könnten, — und sie konnten eigentlich Alles gebrauchen — versteckte es. Hier waren sämmtliche Läden geöffnet und blieben es, ohne daß auch von irgend einer Seite Klage eingelaufen wäre.

Die kleine Stadt liegt eigentlich mehr an dem südlichen Hang des Hügels, wo sich derselbe leise gegen das Thal zu abdacht, denn die nördliche ist ein wenig zu steil zum Häuserbau, und Raum genug war ja ebenfalls vorhanden. Oben auf dem Hügel, mit einer prachtvollen Aussicht nach dem Guayra und dem dahinter liegenden Thal, wie auch über die nach Caracas führende Straße, hatte sich der Generalstab einquartiert, General Andres Alvarado mit den beiden Obersten Adolfo Garcia und Teja, wäh-

rend man die Leute so in der Stadt vertheilte, daß sie den Bewohnern so wenig als möglich zur Last fielen. In dem warmen Klima ließen sie sich ja überdies leicht unterbringen, und eigentlich nur ein Schutzdach mußten sie sich sichern, denn die Zeit der Regen war bald da und zeigte schon ihre Vorläufer in wehenden Wolkenstreifen und, wenn auch noch vereinzelt fallenden Schauern. Fing es aber erst einmal an, dann konnten sie sich auch darauf verlassen daß es tüchtig kam.

Vor allen Dingen suchte nun Alvarado genau auszufinden, wie viel Besatzung in Caracas selber lag, und jede Auskunft, welche ihm die Bewohner von Las Ajuntas geben konnten, stand ihm gern zu Diensten. Alvarado kannte aber auch seine Landsleute zu genau, um nicht zu wissen, wie unzuverlässig solche Notizen waren. Nicht etwa, daß ihm die Leute absichtlich falsche Angaben gemacht, aber sie haben durchschnittlich eine zu lebendige Phantasie und übertreiben gewöhnlich. Die Versicherung, daß Falcon wenigstens über 6—7000 Soldaten verfüge, nahm er deshalb nur sehr ungläubig auf — er hatte darüber andere und wahrscheinlichere Berichte, aber nach Allem was er hörte, schien es ihm doch,

daß er nicht zu leichtsinnig vorgehen dürfe, sondern erst noch eine Verstärkung oder wenigstens die Gewißheit abwarten müsse, von einer andern Division unterstützt zu werden.

Sein Zug nach Las Ajuntas sollte auch vor der Hand nur eine Drohung sein. Mig. Ant. Rojas hatte ihm aber fest versprochen, schon in einigen Tagen von Valencia und der Lagune heranzurücken und mit ihm dann vereint zu wirken. Rojas' Wunsch war natürlich Caracas zu nehmen, ehe Monagas von Barcelona her die Hauptstadt erreichen und ihm den Sieg schmälern konnte, und er rechnete dabei stark auf die Mithülfe der Stadt selber, die schon allein durch eine bloße Demonstration Falcon einschüchtern und zur Uebergabe zwingen konnte. — Darin hatte er sich freilich in den Bewohnern von Caracas geirrt, und überhaupt geschieht es fast in keiner dieser südamerikanischen Revolutionen, daß sich die Städte selber erheben, d. h. die Bürger, die bei solchem Act ihr Eigenthum zu sehr gefährdet sehen. Sie lassen das gewöhnlich die streitenden und einmal unter Waffen befindlichen Parteien untereinander ausmachen, schließen nur ihre Läden und Thüren und fügen sich nachher mit der größten Liebens-

würdigkeit dem Sieger, der dann, wie sich auch die Wage neigen möge, nie Ursache hat auf sie erzürnt zu sein.

Die Umgegend wurde indessen durch Streifpatrouillen gehörig abgesucht, ob nicht doch etwa ein versteckter Feind in der Nähe lauere, und dazu eigneten sich diese Soldaten, von denen überhaupt der größte Theil aus Vollblut- und Halbindianern bestand (selbst Alvarado gehörte der letzteren Race an), ganz vortrefflich. Ein solcher Verdacht zeigte sich aber unbegründet. Falcon hatte, mit Ausnahme der weit entfernten Garnisonen, die er nicht wieder einziehen konnte, Alles um sich her in die Hauptstadt gezogen — angeblich um seine Truppen zu sammeln und sich dann selber an ihre Spitze zu stellen, damit er persönlich die Revolution niederwerfe. Ob er wirklich eine solche Absicht gehabt — wer kann es sagen.

Im Osten dämmerte der Tag; der Mond war schon vor einiger Zeit hinter den in Westen lagernden Wolkenschleier verschwunden, und als sich das Dunkel lichtete, bot sich dem Auge von der Höhe aus ein wahrhaft zauberisch schöner Anblick.

Unmittelbar unter dem Hügel, auf welchem

die Stadt lag, trieb der murmelnde Bergstrom, die Guayra, ihr klares Wasser in das Thal hinab, dem nicht fernen Meer entgegen, links an den Hügeln hin zog sich die helle Straße, die hinein nach Caracas führte, und nach rechts und vorn dehnte sich, von einer mit frischem Grün bedeckten Hügelkette eingeschlossen, das fruchtbare Thal mit seinen Zuckerpflanzungen und Bananengärten aus. Den Strom selber aber bezeichnete deutlich ein schmaler Streifen hoher Weiden und Caña brava oder wildes Rohr, das in dem leichten Wind herüber und hinüber schwankte. Das rege Leben fehlte wohl da draußen, das sonst der ganzen Gegend einen so eigenen Reiz verlieh, aber die Natur bleibt sich ja immer gleich — immer schön und hehr, ob die Menschen nun in Liebe und Eintracht beieinander wohnen und ihre Gaben mit vollen Zügen genießen, ob sie im furchtbaren Bruderkrieg einander bekämpfen und den grünen, schwellenden Rasen mit ihren Rossen zerstampfen, mit ihrem Blut beflecken.

Im Thal lag noch ein leichter duftiger Nebel, der aber das ganze Bild desselben nicht etwa verhüllte, sondern einen eigenen Schmelz darüber goß, und mit seinen beweglichen Schleiern von dem Windzug dann und wann gefaßt, bald hier

bald da hinüber wechselte und manchmal wie ein lichter Schatten über den Bergstrom glitt. Dort unten das fruchtbare Thal zeigte auch noch hellgrünes Zuckerrohr, denn Las Ajuntas lag doch etwas zu weit ab von der Hauptstadt, als daß sich kleine Fouragir-Trupps, wie sie überall in der Nähe von Caracas umherstrichen und mitnahmen was sie fanden, bis hierher gewagt hätten. Das überall von Hügeln eingeschlossene Thal gestattete zu leicht einen Ueberfall, und die Officiere trauten auch selbst ihren Soldaten zu wenig, ob diese nicht die günstige Gelegenheit zum Desertiren benutzen würden. So war die Gegend denn wohl im Verhältniß zu Mariperez und Chacao wenigstens verschont geblieben, aber doch freilich dann und wann von größeren Abtheilungen heimgesucht worden, die dann Vieh und Menschen einfingen, so viel sie bekommen konnten.

Die Sonne stieg über die Hügel herauf und der Nebel zerfloß in Duft, aber in Milliarden Diamanten glänzte das Thal und eine wohlthuende Frische trieb der sich erhebende Wind von dort herüber. Und wie das Licht auf den hellen Häusern der kleinen Stadt blitzte und doch zugleich die hinter ihr aufsteigenden Wol-

kenmassen so schwarz und düster malte! Es waren zwei Gewitter, die gegen den friedlichen Ort zu gleicher Zeit emporstiegen.

Oberst Teja stand oben am Fenster seines kleinen freundlichen Stübchens und schaute, der Sonne entgegen, über das Thal hinaus — Garcia lag noch in seiner Hängematte, hatte sich eine Papiercigarre angezündet und blies Ringel.

„Caramba, Garcia," rief der junge Mann, indem er mit dem Arm hinaus aus dem offenen Fenster deutete — „hier haben Sie, in der frischen Morgenluft, ein Bild, wie man es sich kaum schöner denken kann, fertig ausgemalt und beleuchtet, und dort liegen Sie in Ihrer Chinchorra und gönnen diesem kleinen Paradies nicht einmal einen Blick. Sehen Sie nur die Schatten, die jetzt der darüber hinstreichende Nebelstreifen in jenes Seitenthal wirft — sehen Sie den rosigen Hauch, der über dem Ganzen liegt, die dunkeln Weiden da unten, das helle Rohr, der murmelnde Strom selbst, wie er blitzt und funkelt."

„Sie sind so poetisch heute Morgen, Teja," erwiderte lächelnd der junge Officier, „daß ich viel mehr Genuß habe, wenn ich Sie es beschreiben höre, als wenn ich es selber sehe.

Fahren Sie fort! Bemerken Sie nicht auch irgendwo einen malerischen Eseljungen, der unten am Wasser seine Fässer füllt, oder ein paar niedliche Mädchen, die ihre schmutzige Wäsche waschen?"

„Sie sind unverbesserlich," rief Teja — „ich, ein Fremder, finde immer neue Schönheiten in Ihrem herrlichen Lande, und Sie, der Sie als Sohn desselben nur so viel mehr darüber entzückt sein sollten, wollen nicht einmal aufstehen, um ihm einen Blick zu gönnen."

„Wir müssen unsere Kräfte schonen, Amigo," meinte Garcia ohne sich aber auch nur zu rühren, „denn wir wissen nicht, wie wir sie in allernächster Zeit gebrauchen werden. Wie sieht die Straße aus? leer?"

„Vollkommen — außer einer kleinen Staubwolke dort an der Biegung, wo — Caramba! Da ist ein Reiter, der im vollen Carrière hierherzu angesprengt kommt."

Garcia war mit einem Satz auf den Füßen und neben Teja.

„Wo?"

„Dort auf der Straße."

Die beiden jungen Leute beobachteten wohl eine Minute lang den heranjagenden Reiter,

dann aber rief Garcia, indem er rasch in seine Kleider fuhr, „da ist was im Wind. Machen Sie sich fertig, Teja, und klopfen Sie vor allen Dingen einmal den General heraus, wenn der vielleicht noch schlafen sollte. Der Bursche da unten bringt wichtige Neuigkeiten, denn umsonst strengt er sein Thier nicht so an. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn ihm Falcon selber dicht auf den Fersen wäre."

So kaltblütig er vorher die Scenerie genommen, so rasch war er jetzt gerüstet, schnallte seinen Säbel um, steckte seine beiden Revolver ein und war eben fertig, als er den General schon die kleine Treppe hinabrasseln hörte. Noch einen Blick warf er aus dem Fenster, der Reiter jagte eben, ohne sein Pferd einzuzügeln, über die Brücke, am Hügel hin und in die Stadt hinein, und mit Teja, der jetzt ebenfalls zurückkam um seine Waffen zu holen, eilte er hinunter vor das Haus.

Sie sollten aber nicht lange über das, was der Bote brachte, in Ungewißheit bleiben. „Sie kommen!" tönte ihnen schon der Ruf voraus, die Straße herauf — „Falcon kommt! die Gelben rücken an" — und Frauen flüchteten in ihre Häuser, die Händler, die eben erst geöffnet hat-

ten, schlossen schnell ihre Läden wieder und in den Straßen sammelte sich jetzt das neugierige, und allerdings hierbei auch sehr betheiligte Volk um selber die eben gehörte Nachricht bestätigt zu sehen.

Der Ruf hatte nicht gelogen. Alvarado, als er den Boten erreichte, hörte von ihm, daß eine Heeresmasse auf der Straße heranziehe und er sogar die Gewehre habe in der Sonne blitzen sehen. Wie stark die Truppe etwa sei, konnte der Bote nicht sagen, aber es müßten viel, sehr viel! sein, denn so weit er den Weg habe überschauen können, wäre der Staub aufgewirbelt. Da sei er denn fortgesprengt, um die Kunde so rasch als möglich hierher zu bringen.

„Und wo hast Du sie verlassen?"

„Noch vor Dos Caminos — wenn sie sich dazu halten, können sie gar nicht mehr so lange ausbleiben."

Jetzt tönten die Signale durch den ganzen Ort. Die Trommeln wirbelten den Generalmarsch und von allen Seiten stürzten die Soldaten herzu, zu ihrem Sammelplatz an dem Brückenkopf.

Das war freilich in dieser Jahreszeit kein wichtiger Punkt. Ja, wenn erst die Regen ein=

mal wirklich eingesetzt hatten, dann trieb der Guayra eine mächtige Wassermasse zu Thal, und eine Furth gab es nicht mehr, weder für Mann noch Thier. Jetzt aber konnte man ihn fast überall durchwaten. Von welcher Seite ein Angriff erfolgen würde, war deshalb vollkommen unbestimmt, denn die Gelben mochten Las Ajuntas umgehen wie sie wollten. Die Vertheidigung wurde aber dadurch erleichtert, daß sich die Belagerten auf dem nicht großen Hügel rasch nach jeder Seite wenden konnten und der Feind in den steilen Straßen stets im Nachtheil bleiben mußte. Nur die besseren Waffen gaben den Regierungstruppen wieder einen Vortheil, denn von Alvarado's Schaar hatte fast die Hälfte nur Lanzen und die Officiere Revolver, und selbst die Schußwaffen eines großen Theils der Uebrigen bestanden in höchst mittelmäßigen Carabinern.

Eben so dürftig sah es mit der Munition aus, und ein Munitionstransport wurde erst heute oder morgen erwartet. Hatte man doch nicht darauf gerechnet, so rasch angegriffen zu werden. Falcon konnte ja kaum erfahren haben daß sie da waren.

Aber das Alles half jetzt Nichts. Der Feind kam und mußte abgeschlagen werden, und wenn

sie ihre Munition nur ein klein wenig schonten, so reichten sie auch, für diesen Angriff wenigstens, damit aus.

Alvarado war ein vortrefflicher Guerillaführer und verstand als solcher auch jeden Punkt zur Vertheidigung zu benutzen. Mit dem Terrain hatte er sich ebenfalls schon vertraut gemacht, und von Garcia und Teja unterstützt, gelang es ihm bald die verschiedenen Positionen so zu besetzen, daß sie sowohl nach jeder Seite gedeckt waren, wie auch nach jeder eben so leicht Hülfe bringen konnten.

„Da sind sie! da kommen sie!" tönte plötzlich der Ruf, und Alvarado, der mit einem Signalisten neben sich wieder oben an seinem Fenster stand, entdeckte jetzt auch selber den aufwirbeln- Staub, der die nahende Truppe einhüllte und verrieth. Es ließ sich aber für jetzt auch weiter gar Nichts thun, sondern es mußte abgewartet werden, wie der Feind die Angriffscolonnen führen würde. Ehe das aber geschehen konnte, brauchte er von da, wo er sich jetzt befand, wenigstens noch eine halbe Stunde, und die Zeit sollte von den Soldaten benutzt werden, um erst zu frühstücken und nicht hungrig in den Kampf zu gehen. Seinen Posten durfte freilich Keiner verlassen, aber das

war auch nicht nöthig, denn die Einwohner schleppten schon selber Alles herbei und trugen es ihnen zu. Wenn die Gelben siegreich eindrangen, so behielten sie doch Nichts davon, und da war es viel besser, vorher die Freunde damit zu stärken.

Alvarado stand mit Teja und Garcia oben in der Stube, von der aus man den Weg am Weitesten übersehen konnte, und allerdings wollte der Staub darauf gar kein Ende nehmen. Er verhinderte aber auch daß man von dort aus einen Ueberblick gewann, um die etwaige Stärke zu taxiren, bis endlich ein plötzlicher Windstoß, den die aufsteigende Wolke herüberschickte, für einige Minuten Luft machte, und das genügte, um wenigstens einen Theil der Colonne zu übersehen. Alvarado lachte.

„Ich glaube wir haben uns umsonst gefürchtet,“ sagte er, „die marschiren da unten weitläufig genug, immer zu Vier und Vieren auf der Straße, und gehen dabei nicht einmal Mann an Mann. Das erklärt die lange Staubwolke, und es ist wie ich mir dachte. Wahrscheinlich ahnen sie gar nicht, daß wir hier auch mit etwas über tausend Mann stehen, sie würden sonst wohl nicht so langsam angeschlendert kommen. Also

noch ein Glas Wein, meine Herren! Der Wein ist wirklich vortrefflich und so klar und dunkelgolden, daß er Einen ordentlich anblitzt."

„Dios, Union y Libertad!"

rief er, das gefüllte Glas nehmend, und als die beiden jungen Officiere eingestimmt und ihre Gläser geleert hatten, winkte ihnen der General. „So, meine Herren, jetzt an die Arbeit. Sie kennen Ihre Posten. Der Signalist hier giebt denen, die durch die Häuser gedeckt sind, das Zeichen, wohin sich der Feind zum Angriff wendet, ich glaube aber, er wird von verschiedenen Seiten zugleich stürmen, und darauf sind wir vorbereitet. Schärfen Sie mir nur noch einmal den Leuten besonders ein, daß sie nicht zu hastig schießen und um Gottes willen keine Munition verschwenden. Die Herren müssen ja zu uns heraufsteigen, und dann bekommen wir sie nahe genug. Vorwärts! beim Himmel! die machen keine lange Pause, da geht schon der eine Trupp hinab, um durch den Guayra zu setzen. Haben Sie Ihre Leute alle richtig postirt, Teja?"

„So weit es bis jetzt möglich war, General," rief Teja. „Sie können sich auf mich verlassen."

„Gut, vorwärts! Auf Wiedersehen, meine

Herren!" und die beiden Officiere stürmten hinab, ihren Truppentheilen zu.

Indessen entwickelten sich dort unten die Streitmassen des Feindes immer mehr, wie sie in langem Zug auf der etwas beengten Straße vorrückten. Daß sie dabei die nöthige Vorsicht nicht außer Acht ließen, sah man übrigens deutlich, denn rechts über die Hügel kletterten zugleich die Tirailleure Colina's, um sich versichert zu halten, daß sich die Rebellen nicht dort hinein geworfen und plötzlich vielleicht einen Flankenangriff versuchten. Das war aber allerdings nicht der Fall gewesen, und er konnte seine Ueberraschung als gelungen betrachten, denn daß er die Feinde jetzt, wo er sie zusammen hatte, werfen würde, hoffte er sicher. — Und doch, welch ein Unterschied gab sich in den verschiedenen Truppentheilen kund!

Bei den Blauen herrschte reges, fast freudiges Leben. Sie sollten endlich einmal und noch dazu unter für sie günstigen Umständen mit dem verhaßten Feind zusammentreffen, und siegesgewiß trugen sie ihre oft ärmlichen Waffen und lachten und scherzten mit den Einwohnern, die ihnen noch eine Mahlzeit oder einen Schluck agua ardiente brachten. — Die Gelben dagegen

rückten still und verdrossen vor, denn welches Interesse nahmen sie an dem ganzen Bürgerkrieg? Sie waren zu Soldaten, meist ohne Ausnahme, gepreßt worden. Löhnung hatten sie fast gar keine bekommen, nicht einmal hinreichende Nahrungsmittel, außer dem, was sie sich selber stehlen oder erbetteln konnten, und daß sie bei der Bevölkerung ihres eigenen Landes verhaßt waren, wo sie sich nur mit ihren gelben Bändern sehen ließen, konnte ihnen nicht verborgen bleiben. Die Officiere zwar hatten guten Muth, denn sie gingen, wie sie meinten, in einen leichten Kampf. Es war nicht einmal wahrscheinlich daß die Rebellen ihnen nur Stand hielten, und deshalb schon ließ Colina seine ersten Truppen rasch ausflanken und durch den Guayra gehen, damit sie den Feind, wenn er sich hinten in die Berge werfen wollte, wenigstens noch beschießen konnten.

Dem Aehnliches geschah aber nicht. Kein einziger Mann war dort draußen zu sehen, während man deutlich erkennen konnte, daß sich die Blauen in der Stadt festgesetzt hatten und den Angriff dort erwarten wollten. Also mußte es doch zu einem Kampf kommen, wozu aber der

Vortrab Colina's erst wieder neue Instructionen einzuholen hatte.

Colina selber kannte das Terrain ziemlich genau und wartete nur an der Straße, bis auch die letzten Nachzügler der Truppe angekommen waren. Jetzt aber galt es auch kein Zögern mehr, denn er hatte seinen Leuten versprochen, daß sie in Las Ajuntas frühstücken, und zwar gut frühstücken sollten. — Er konnte zwar nicht wissen ob die Blauen freundlich dort aufgenommen waren, oder ob sie sich nur mit Gewalt festgesetzt hatten, aber er kannte zu gut die ganze Stimmung des Landes und hoffte das Rebellengesindel, wie er es schon oft gethan, wieder einmal nach Herzenslust zu züchtigen.

Von Las Ajuntas aus war er schon von Alvarado sowohl wie von Teja mit dem Fernrohr erkannt worden, und die Bewohner der kleinen Stadt geriethen in nicht geringe Angst, als sie die Gewißheit erhielten, daß El Cólera die Feinde befehlige; befürchtet hatten sie es ja gleich von Anfang an, da er zu solchen Expeditionen von Bruzual gewöhnlich verwandt wurde. Sie wußten auch genau wie es ihnen ergehen würde, wenn er dort einzog, und viele der Bewohner fingen schon an ihre besten Sachen und

Waaren bei Seite zu bringen, um sich auf den schlimmsten Fall gefaßt zu machen.

Sie sollten wenigstens nicht lange auf den Kampf zu warten haben, denn Colina zögerte nicht mit dem Angriff. Ob er es nicht der Mühe werth hielt, mit Rebellen irgend welche Umstände, wie Aufforderung zur Uebergabe oder derartige Formen zu machen, ob er die Frage schon dadurch hinlänglich beantwortet glaubte, daß eben die Blauen gar keinen Versuch zur Flucht machten, also entschlossen waren Widerstand zu leisten, genug, er theilte seine Division ohne weiteres in drei Colonnen und gab dann so ruhig das Zeichen zum Angriff, als ob er ihnen nur befohlen hätte, in die Stadt hinein zu marschiren.

Alvarado hatte indessen seine Truppen so aufgestellt gelassen, daß nur der kleinste Theil derselben von den Gelben bemerkt werden konnte. Wie er den Feind jetzt taxirte, war er seiner Mannschaft keineswegs an Zahl überlegen, und wenn auch die Regierungstruppen, mit guten Bayonnetflinten bewaffnet, darin ein Uebergewicht beanspruchen konnten, so wußte er sich dafür im Besitz der vortheilhaftesten Stellung und hielt den Erfolg kaum für zweifelhaft.

Diese Schaar war nie im Stande Las Ajuntas zu nehmen.

Bis dahin hatten sich die Angreifer noch, wenn auch außer Schußweite, doch so entfernt gehalten, daß sie von den unvollkommenen Waffen der Gegner wenig zu fürchten brauchten. Jetzt ertönte das Zeichen zum Angriff, und Coselina, der den Hauptangriff über die Brücke selber leiten wollte, sprengte auf seinem starken Maulthier keck dem Zug voraus — galt er ja doch auch in der ganzen Armee für einen der tapfersten Generale, der sein Leben nirgends schonte.

Es mag sein daß die Regierungstruppen mit nur sehr weniger Begeisterung in den Kampf gingen und sich am liebsten mit den Blauen, worunter Viele ihre Brüder und Freunde wußten, vertragen hätten; der Mensch ist aber ein wunderliches Geschöpf und kann mit einiger Geschicklichkeit und Ausdauer eben zu Allem getrieben werden, wozu man ihn haben will. Bis dahin schien es, als ob sie dem Kampf nur verdrossen, ja widerwillig entgegen gegangen wären, jetzt aber, als zum Angriff geblasen wurde, erwachte das Thierische, das in jedem Menschen schlummert, und wenn er sonst noch so sanft

und rücksichtsvoll wäre. Die Bestie kommt dann und wann einmal doch zum Vorschein.

Gerade als Colina mit seiner Colonne die Brücke passirte, schmetterte die erste Flintensalve durch das Thal und kündete den Beginn des Kampfes an. Die Kugeln schlugen auch zum Theil richtig ein und rissen zwei Menschen nieder, konnten aber den Feind eben so wenig einschüchtern als zurückhalten, ja bewirkten vielmehr das Gegentheil.

Es war Blut geflossen, der Kampf im vollen Ernst begonnen, und während Colina mit einem donnernden Hurrah seinen Säbel schwang und, den Revolver in der linken Hand, sein Maulthier mit den Schenkeln regierend, vorsprengte, stürmten seine Soldaten mit einem wilden Racheschrei über die gefallenen Kameraden hinterdrein und warfen sich mit gefälltem Bayonnet dem Feind entgegen.

„Halt! Feuer!" Im Nu sammelten sie sich, um dem Befehl zu gehorchen, erst ihre Gewehre abzuschießen und dann mit dem Bayonnet hinein und hinauf in die Stadt. Da drüben knatterte es auch schon herüber. An ein regelmäßiges Feuern war allerdings nicht zu denken. Jeder gab seinen Schuß ab, wie er eben fertig wurde,



aber anstatt daß sich da oben die Straße gelichtet hätte, sprangen die Blauen jetzt von allen Seiten vor, feuerten ihre Gewehre die Straße hinunter und verschwanden dann wieder in und hinter den Häusern.

„Vorwärts!“ schrie Colina, indem er selber aus dem Sattel sprang und sein Thier zurückjagte, „vorwärts, meine Burschen! sie fliehen schon. — Daß sie uns nicht entkommen. Hurrah für Falcon und die Federacion, hurrah!“

„Hurrah!“ tönte es zurück, und die Schaar, welche die Aufgabe hatte vor allen Dingen den Hügel zu nehmen, wonach sich die Rebellen nicht mehr in der Stadt halten konnten, stürzte sich mit wirklicher Tapferkeit dem Feind entgegen. Noch aber hatte sie nicht den Abschnitt, den die erste Querstraße kreuzte, erreicht, als plötzlich von allen Seiten wieder die einzelnen Schützen vorsprangen und auf die kurze Entfernung eine tödtliche Salve niedersandten. Die Gelben stutzten, Viele von ihnen fielen, aber sie wollten sich dadurch nicht werfen lassen; mit wildem Geschrei stürmten sie vorwärts. Da wichen aber die mit Carabinern bewaffneten Blauen zurück und ein dichter Schwarm Lanzenträger, von Teja geführt, wälzte sich auf die Stürmenden.

In der Straße selber hatten die Reconquistadoren mehre Häuser besetzt und Schützen an die Fenster postirt. Jetzt, auf ein Trompetensignal, traten sie vor und feuerten mit ihren Gewehren in die Masse hinein, während die Lanceros — von dem höheren Boden, auf dem sie standen unterstützt — einen wüthenden Angriff machten.

Den ersten Anprall hielten die Gelben wacker aus. Mit Wuthgebrüll trieb sie Colina vorwärts, aber der auf sie niederpressenden Wucht konnten sie nicht widerstehen. Die hinter ihnen Drängenden beengten sie sogar im Gebrauch ihrer Waffen. Und dazu noch die knatternden Schüsse von den Seiten, das war zu viel für ihren schwachen Patriotismus.

Sie fingen an Raum zu geben, und beschränkten sich schon auf augenblickliche Vertheidigung. Colina wüthete und drängte nach vorn. Ein stürzender Soldat kam zwischen seine Füße, er mußte sich selber gegen einen nach ihm geführten Lanzenstoß schützen, er wich etwas zurück, und jetzt war an Halten nicht mehr zu denken. In toller Flucht wälzten sich im nächsten Augenblick Verfolgte und Verfolger den Hang hinab.

Aber auch Garcia war auf seiner Seite nicht müssig gewesen und hatte seine Soldaten so ge=

schickt postirt, daß sie sich zum Theil versteckt halten konnten, bis die Gelben die ersten Außengebäude passirten. Jetzt brachen sie vor, hinter und mitten zwischen der Angriffscolonne, und verbreiteten gleich von allem Anfang an Verwirrung in den Reihen der Feinde.

Die dritte Colonne war noch gar nicht recht zum Angriff gekommen, sondern von einem so heißen Feuer empfangen worden, daß sie, mit einem nicht sehr tapfern Führer an der Spitze, nur Deckung und einen andern Platz zum Einbrechen suchten; ehe sie den aber fanden, ertönte schon von drüben ein Signal zum Rückzug und zu gleicher Zeit sahen sie einen Theil der Ihrigen in voller Flucht den steilen Abhang nach dem Guayra hinabspringen.

Noch standen sie unschlüssig, als oben in der Stadt Trompeten ihre Signale schmetterten. Das war kein Sammelruf, das war das Sturmsignal der Blauen, das Viele von ihnen recht gut kannten, und jetzt wurde die Stadt selber auch lebendig. Aus allen Straßen brachen Feinde hervor, aus den Häusern sprangen sie toll und wild und Lanze oder Muskete in der Hand den Hang herunter, und wären die Soldaten jetzt gesammelt worden, so hätten sie den immer noch vereinzelten Angreifern

verderblich werden können — aber schon war kein Halten mehr unter der Truppe und die Gelben glaubten sich von einer Uebermacht angegriffen und umstellt. Auf die Straße hin flohen sie, in das Thal sprangen sie hinab und durch den Fluß; an den Hügeln, die links die Straßen beengten, kletterten sie hinauf. Viele ließen dabei ihre Gewehre fallen und nahmen sich nicht die Zeit sie wieder aufzuheben, und Colina selber hatte Mühe, sein Maulthier in diesem augenblicklichen Wirrwarr aufzufangen und zu besteigen. In vollem Carrière sprengte er jetzt mit dem wackern Thier die Straße entlang, um die Ersten der Flüchtigen einzuholen und zu sammeln. Mit seinem Säbel hieb er sogar in voller Wuth nach ihnen, aber sie wichen ihm aus und waren nicht in ihrer Flucht zu hemmen.

Hinterdrein brachen die Reconquistadoren mit Siegesjubel und tönenden Hörnern und hätten jetzt, da sie sich in gedrängten Massen hielten, ein Sammeln der Flüchtlinge gar nicht mehr gestattet.

An der Brücke erreichte Teja, der mit unter den Ersten der Verfolger war, die Feinde und warf sich selbst mitten zwischen sie hinein, um einen Theil von ihnen abzuschneiden und zu Ge-

fangenen zu machen. Sein Revolver war abgeschossen, aber er nahm sich gar nicht die Zeit ihn wieder zu laden, sondern nur mit dem Säbel in der Rechten, die linke Hand frei, sprang er in den Schwarm und erwischte einen Indianer, der an der Einfassung hinfloh, am Kragen. Das aber war ein handfester Bursch, und mit einer raschen Wendung, von seinem Nachbar unterstützt, faßte er den jungen Officier um den Leib, hob ihn wie ein Kind in die Höhe und wollte ihn eben über das steinerne Geländer hinunter in den Strom werfen, als beide Soldaten einen lauten Schrei ausstießen und machtlos in die Kniee sanken. Ein breitschultriger Neger nämlich, mit keiner Waffe als seinen Fäusten, hatte sie Beide zu gleicher Zeit im Nacken gepackt und dermaßen gepreßt, daß sie vor Schmerz zusammenbrachen. Der Neger nahm weiter keine Notiz von ihnen, riß nur dem einen die Muskete aus der Hand, sprang über ihn weg, und Teja lachend zunickend, folgte er den Uebrigen mit gewaltigen Sprüngen.

In Los dos Caminos hoffte Colina seine Leute wieder zu ordnen, aber ob die Flüchtigen etwas Aehnliches befürchteten oder vielleicht glaubten, daß ihnen in dem Dorf ein neuer

Ueberfall drohe, genug die meisten von ihnen brachen nach rechts und links aus, und als sie endlich Chacao erreichten, war ihre Zahl — weniger durch Todte und Verwundete, als durch Gefangene und Deserteure — dermaßen gelichtet und zusammen geschmolzen, daß an weiteren Widerstand nicht zu denken war.

In Chacao waren alle Läden und Häuser fest verschlossen, aber das heute Morgen so siegesgewiß da hindurch gezogene Heer durfte sich nicht einmal dort aufhalten, um kurze Rast zu machen, denn die Verfolger blieben ihnen dicht auf den Fersen und ließen ihnen kaum Zeit sich umzuschauen. Alvarado nämlich, schon die moralische Niederlage des Zuges nicht zu gering anschlagend, gönnte ihnen keine Ruhe. Was er an Gefangenen gemacht hatte, wurde unter kleiner Bedeckung zurückgelassen, und mit etwa achthundert Mann verfolgte er den Feind unerbittlich, selbst durch Chacao und Mariperez hindurch, fast bis zur unmittelbaren Nähe von Caracas, das Colina etwa drei Uhr Nachmittags erreichte.

Dort erst, und zwar hinter Mariperez, hielten die Blauen, denn die Munition war ihnen fast vollständig ausgegangen, sammelten sich wie-

der, nahmen noch eine Anzahl von Ueberläufern auf, die froh waren auf gute Manier dem Dienst in der Hauptstadt zu entgehen und wieder zu ihren Familien in das Innere zurückzukehren, und zogen sich dann langsam gegen ihr Hauptquartier zurück.

In Chacao hielten sie kurze Rast, oder eigentlich erst hinter dem kleinen Orte, um die Bewohner nicht zu sehr zu alarmiren. Teja hatte einen Streifschuß im Gesicht erhalten, der ihm die linke Backe aufgerissen, und wollte sich die Wunde gern zunähen lassen, fand aber Niemanden der damit umzugehen wußte, und beorderte eben Einen seiner Leute, in das Städtchen zurückzulaufen, um zu sehen ob er keinen Wundarzt auftreiben könne, als einer der Gefangenen oder vielmehr Deserteure auf ihn zutrat und sich in sehr gebrochenem Spanisch erbot, die „Arbeit" zu übernehmen.

„Bist Du ein Wundarzt, mein Bursche?" fragte ihn der Officier.

„Nein," sagte der Mann, entschieden mit dem Kopf schüttelnd, „una sastre."

„Una?" rief Teja lachend — „ein Schneider? wo kommst Du her?"

„Aus Alemania," sagte der Bursch, indem

er kaltblütig in die Tasche griff und Nadel und Zwirn herausholte. „Wollen das schon wieder zusammenflicken. Habe neulich schon einmal einem pechschwarzen Neger das Gesicht so zusammengeheftet, daß es eine Freude war. Auf der schwarzen Haut werden nur die Nähte leicht weiß, und das sieht nachher nicht hübsch aus. Seinem Gesicht that's aber keinen Schaden."

„Und wie bist Du denn unter das Militair gerathen, mein Bursch?" frug der Officier, während der Schneider seine Nadel einfädelte und einen ordentlichen Knoten machte — „Freiwilliger?"

„Ja wohl," sagte der Schneider, „freiwillig eingefangen und einen Real Löhnung versprochen — und dafür auch noch todtschießen lassen? Caracho — weiter fehlte Nichts."

Teja lachte. — „Aber wenn Du die Absicht hattest, weshalb bist Du denn da mit bis hierher gerannt? das konntest Du doch schon in Las Ajuntas bequemer haben."

„So? wenn der verdammte schwarze Neger immer mit Revolvern nach Allen schoß, die rechts oder links auskniffen, oder mit dem Säbel hieb, nicht wahr? Aber wie ich nur erst einmal wieder Bäume hatte war ich sicher."

„Und willst Du jetzt bei uns eintreten?"

„Wenn ich einmal verrückt werde, ja, dann gehe ich unter die venezulanischen Soldaten," rief der Deutsche, „aber so lange ich noch einen Funken gesunden Menschenverstand im Hirn habe, dank' ich dafür. — So — nun setzen Sie sich einmal dahin — meinen Fingerhut hab' ich auf der Hetze verloren, aber es wird wohl auch ohne den gehen."

„Aber hast Du Dich denn da nicht an Deinen Consul gewandt?" sagte Teja, „ich bin auch Ausländer, aber diene freiwillig — gewaltsam dürfen sie uns gar nicht unter das Militair stecken."

„Thun Sie mir den Gefallen," sagte der Schneider, „und verderben Sie mir den schönen Tag nicht mit meinem Consul. Ich bin königlich baierischer Unterthan, und jetzt seien Sie so gut und setzen Sie sich endlich einmal auf — den Stein da und halten Sie den Mund."

Teja lachte, ließ aber den komischen Burschen gewähren, der ihm denn auch bald und noch dazu mit ziemlicher Geschicklichkeit die aufgerissene Backe wieder zunähte.

„So," sagte er dann, als er zurücktrat und mit schräg gehaltenem Kopf seine Arbeit wohl-

gefällig betrachtete — schade, daß wir's nicht ausbügeln dürfen; aber ein Pflaster sollten Sie sich jetzt auflegen."

„Ich habe keins — weiß der Henker wo der Doctor steckt."

„Hm, macht Nichts," sagte der Schneider, indem er ein paar alte Lappen aus der Tasche nahm und von dem einen einen Streifen abriß, — „legen wir ein Stückchen Leinwand auf."

„Aber das bleibt nicht liegen."

„Macht wieder Nichts — dann heften wir es mit ein paar Stichen fest!"

„Im Gesicht? na, das fehlte auch noch!"

„Kommt ja blos in die Haut."

„Nein, danke!" rief Teja emporspringend, „da lassen wir's lieber so, bis ich heut' Abend in's Quartier komme, und dann hol' Dir auch gleich den Schneiderlohn, Kamerad."

„Wäre wirklich merkwürdig," sagte der Mann, wenn ich einmal wieder baar Geld sollte zu sehen kriegen, aber abwarten!" — und sein Nähzeug wieder sorgfältig zusammenwickelnd, schob er es in die Tasche und schritt seinen übrigen Kameraden zu.

Als Teja noch seine umhergelagerten Schaaren mit dem Blick überflog und ungeduldig auf das Signal zum Rückmarsch wartete, bemerkte er den

großen, breitschulterigen Neger, der ihm auf der Brücke den Liebesdienst erwiesen und ihn von den beiden Feinden frei machte. Er schlenderte langsam an ihm vorüber und schien sich einen Platz zum Hinlegen auszusuchen.

„Amigo," rief er ihn an, „ich bin Euch zu vielem Dank verpflichtet, denn ich war nahe daran einen Sprung von der Brücke zu machen. Ihr kamt gerade zur rechten Zeit — Ihr sollt dafür heute Abend eine Flasche vino blanco extra bekommen."

„Wäre nicht übel," erwiderte lachend der Neger. „Die Gegend hier ist verdammt durstig und mir brennt so schon die Kehle."

„Caramba!" rief Teja, der bei der Stimme des Mannes aufhorchte und sich die breite Gestalt jetzt näher betrachtete, „haben Euch etwa die Gelben vor einiger Zeit einmal in Caracas eingesteckt gehabt und seid Ihr mit einem Mitgefangenen ausgebrochen?"

„Ist ganz was Aehnliches passirt, aber — Caracho! woher wißt Ihr das? Ich habe doch mit keinem Menschen darüber gesprochen."

„Dann sind wir Kameraden, Amigo, noch von früher her," sagte Teja, ihm die Hand reichend. „Ich habe Euch damals die eiserne Brechstange

gebracht und bin nachher mit Euch geflohen. Wißt Ihr nicht, daß ein Officier dabei war?"

„Aber ein gelber," erwiderte der Neger, ihn erstaunt ansehend.

„Das war ich — ich trug ein goldenes Band an dem Abend um die Mütze."

„Und hattet Euch nach Caracas hineingeschlichen?"

„Gewiß, um Euren Mitgefangenen, den jungen Castilia, zu befreien. Wir bestiegen aber dann Pferde und Ihr ranntet zu Fuß davon."

„Bravo," rief der Neger, indem er die breite Hand noch einmal dem Officier hinreichte und sie so herzlich drückte, daß Teja hätte laut aufschreien mögen, „das war gescheidt gemacht, und von der Gelegenheit habe ich ebenfalls profitirt. Hol' die Bande da drin der Teufel — Caracho — jetzt will ich's ihnen heimzahlen was sie mir angethan, die Schufte, und sie sollen noch an den Samuel gedenken."

„Haben sie Euch schlecht behandelt?"

„Reden wir nicht davon; ich war eigentlich selber schuld daran und ein Narr. Jetzt aber bin ich curirt, und nun kann die Geschichte von vorn wieder losgehen. Wenn wir nur heute mehr Munition gehabt, so hätten wir wahrhaftig

das ganze Nest gleich genommen, so waren die Kerle auf der Flucht. Habe gar nicht geglaubt daß der Colina so laufen könnte."

In diesem Augenblick ertönte das Signal — es wurde zum Sammeln geblasen, und wenige Minuten später zog sich der Trupp, rasch geordnet und wieder in Reih' und Glied, nach Las Ajuntas zurück.

Ende des zweiten Bandes.



Druck von G. Pätz in Naumburg a. d. S.





